

»Berge vermitteln von weitem den Eindruck einer Welt aus Watte, weich, abgefedert, nicht real. An gewissen klaren Tagen gleicht die Schweiz einem riesigen, luftigen Schlafzimmer, einem entrückten Ort des Scheins. Hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen schläft Helvetia wie Schneewittchen - auf weichem Kissen, aber betäubt. Ein Stück goldener Apfel ist ihr im Hals steckengeblieben. Noch kann sie sich, hustend und nach Atem ringend, von dem Kloß befreien, wenn sie Glück hat. Wer die Vergangenheit von sich abzuspalten versucht, erlebt sie als Alptraum wieder.«

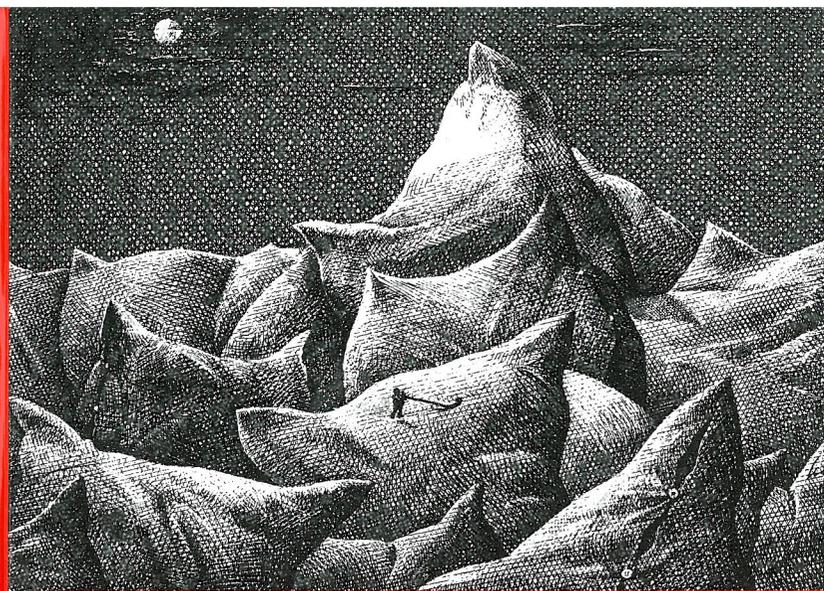
Ein provozierendes Zeitbild über Befindlichkeiten und Empfindlichkeiten im »reichsten Land der Welt« und zugleich ein historisches Brevier der verdrängten Seiten der helvetischen Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

ISBN 3-7160-2248-9

ARCHE

PETER KAMBER

ACH, DIE SCHWEIZ...



PETER KAMBER  
**ACH, DIE  
SCHWEIZ...**  
ÜBER EINEN KLEINSTAAT  
IN ERKLÄRUNGSNÖTEN  
EIN ESSAY  
ARCHE

Peter Kamber  
Ach, die Schweiz ...

PETER KAMBER  
**ACH, DIE  
SCHWEIZ...**

ÜBER EINEN KLEINSTAAT  
IN ERKLÄRUNGSNÖTEN  
EIN ESSAY  
ARCHE

## Inhalt

Warum die Schweiz nicht am Atlantik liegt	7
Fiktionen	18
Pogrome	31
Verbrechen an der Grenze	42
Berge und Bunker	53
Krach mit den Alliierten	59
Neutralität, Giftkrieg und die Bombe	72
Dichter und Politische Polizei	77
Landschaften, Täuschungen und Fossile	84
Vergletscherung	89
Abwehrkämpfe	98
Chronik einer Zukunft	108
Warten auf den Kuckuck	114
Anmerkungen	116

# WARUM DIE SCHWEIZ NICHT AM ATLANTIK LIEGT

**E**s geht wieder das böse Wort um, wer schlecht rede über sein Land, begehe Verrat. Die Schweiz steckt derzeit mitten in einer Bewußtseinskrise, die am besten mit dem Ausspruch von John le Carré wiedergegeben werden kann: »Es gibt Leute, die Angst bekommen, alles zu verlieren, wenn ihre Vergangenheit bedroht wird.« Erinnern weckt peinliche Gefühle.

Die Schweiz! Ein Land der Seen und der Flüsse, keine Stadt, die nicht an irgendein Gewässer grenzt, das die Vergangenheit wortlos mit sich fortspült, im Bedarfsfall. Doch Vergangenheiten haben es an sich, wie Phantome ungefragt aus der Tiefe wieder aufzusteigen, dann und wann. Es sind die Plagegeister der Geschichte, die gefürchteten unerlösten Seelen auf dem eigenen Kontoauszug der Ewigkeit, die noch etwas einzufordern haben, bevor sie Ruhe finden. Nichts ist wirklich vergangen, außer es geht von selbst, aus freien Stücken.

Über das eigene Land zu schreiben ist vertrackt, verfänglich. In allen Ländern dieser Welt, vielleicht. Denn was ist das, ein Land? Schon allein die Frage versetzt uns in die langweiligsten Stunden des Geschichtsunterrichts zurück, als wir definieren mußten, was eine Nation sei und sein solle.

Die Schweiz sei eine Willensnation, heißt es pathetisch, sie bestehe aus so unterschiedlichen Teilen, allein

schon sprachlich, daß ohne hartnäckige Selbstüberredung nicht zusammengewachsen wäre, was gar nie zusammengehörnt hat. Eine etwas pragmatischere Theorie besagt, dieser ominöse Wille erschöpfe sich weitgehend im gemeinsamen Geldverdienen. Eingequetscht zwischen den großen rivalisierenden Mächten in Europa, war dieses Alpen-, Wiesen- und Städteland vom Mittelalter bis zum Ende des Kalten Krieges nahezu ununterbrochen Austausch-, Puffer- und Inkasso-Zone zwischen den Fronten: ein Land von Mitwissenden in jeder Hinsicht, verschwiegenen Naturen, deren Geschäftskodex ihnen das Wahre von Geheimnissen fast jeglicher Art ans Herz legt, an ein Herz, das groß und doppeldeutig ist, mit einer Kammer, die zuweilen unter der moralischen Last leise seufzt, während die andere bei jedem neuverdienten Goldstück nur um so heller klingt.

Warum kümmert mich »die Schweiz«? Müßte es mir und meinesgleichen jetzt nicht gutgehen? Haben wir es nicht schon immer vermutet, gewußt, gesagt und geschrieben, was jetzt ans Tageslicht kommt? Wäre da nicht dieses kleine Problem: Ich bin selbst ja auch einer von »denen«: Du bist, was du kritisierst, so ließe sich ein alter indischer Satz abwandeln. Das Problem sitzt tief. Habe ich deswegen einmal Geschichte studiert? Schon möglich.

Mit neunzehn heiratete ich eine Niederländerin und bekam schon sehr früh meinen nationalen Spiegel vorgehalten. Wie ein Ethnologe versuchte ich, ihr die Widersprüche im Land zu erklären. Das ging so lange gut, bis ich mich in meinen eigenen Unstimmigkeiten verdingte. Über uns selbst machen wir uns die großzügigsten Illusionen, auch dann noch, wenn wir uns kritisieren. Spä-

ter, auf der Couch, ging mir dann auf, daß ich meinen Status als Unangepaßter lange wie einen Ehrentitel mit mir herumgetragen habe. Einmal hatte ich versucht, in Frankreich zu leben. Da war ich gern und beinahe sorgenlos Ausländer gewesen – bis zu dem Tag, als mir gesagt wurde: »Aber auch du mußt doch dein Land lieben.« Aber was heißt das? Nein, ich sehe noch immer keinen Grund, »mein« Land zu verteidigen, schon gar nicht seine Geschichte mit dem Zweiten Weltkrieg. Diesen primären nationalistischen Reflex kontrolliere ich zu gut.

Wie ein Serientäter nehme ich mir seit Jahren immer wieder dieses Land vor, um mich mit ihm auseinanderzusetzen. Ohne es im Grunde zu wollen. Aber das Material, auf das ich in den Archiven stoße, scheint irgendwie stärker. In den Akten eines Geheimdienstprozesses im Bundesarchiv fand ich kürzlich in einem großen Briefumschlag den konfiszierten Inhalt einer Handtasche – mit Puderdose und Adreßbuch der Angeklagten. Ein Duft, den ich von meiner längst verstorbenen Großmutter kannte. Eine untergegangene Welt macht uns noch immer zu Zeugen. Ist das »Liebe«? Oder bin ich selbst bloß ungerecht, und ist meine Wahrnehmung bereits nachtragend, bevor ich überhaupt ein Urteil fälle?

Nirgendwo, denke ich, stehen und sitzen Menschen an Straßenbahnhaltestellen so steif wie in der Zürcher Bahnhofstraße, als wäre Unbeweglichkeit der Gesichter Absicht. Denn da nicht anzunehmen ist, daß diese Stadt ihren Bewohnerinnen und Bewohnern mehr Sorgen bereitet als andere Städte anderen Menschen, darf diese äußere Zurückhaltung nicht als Zeichen der Bedrücktheit mißverstanden werden. Es muß eine Form demon-

strativen Geschäftssinns sein, sonst würde die äußere Leidenschaftslosigkeit nicht mit einem solchen Ernst betrieben werden. Wer so offensichtlich ungerührt dasteht oder dasitzt, bekennt tieferes Verständnis für Ökonomie. Die Suche nach der Ideallinie durch den Tag: Das ist ein zuweilen verbissener kleiner Privatwettkampf. Signalisiert wird mit dieser wie ein neuer Geldschein daherkommenden Vornehmheit auch jene ausgesuchte Ordnungsliebe, die alles Laute, Auffällige, achtlos Zusammengefaltete und Störende als nicht integriert und wenig gewinnversprechend in die unteren gesellschaftlichen Spielklassen verweist. Emotionslosigkeit auf der Straße in perfekt sitzenden Kleidern markiert soziale Differenz und geballte Entscheidungskraft. Die Frage nach dem Glück stellt sich nur noch als nackte Gewinn- und Verlustrechnung, wie dies schon der 1832 verstorbene englische Philosoph und Gefängnistheoretiker Jeremy Bentham empfahl: »Als reinen Gewinn setze ich alle Lustempfindungen an, als Verlust alle Unlustempfindungen.«

Der griechische Philosoph und Historiker Plutarch – er lebte zwischen ca. 50 und 125 nach Beginn unserer Zeitrechnung – meinte, wir seien »schlechtere Richter über uns selbst als über andere«, da ein Mensch beim Nachdenken nicht wie ein Maler, der ein paar Schritte von seinem Bild zurücktritt, um es prüfend zu betrachten, »aus sich heraustreten und seine Selbstempfindung eine Weile unterbrechen kann«. »Indessen«, so Plutarch weiter, »bleibt uns ein Mittel: wir können unsere Freunde besuchen und uns deren Prüfung unterziehen.«

Als ich die Architektin, Soziologin und Schriftstellerin Elisabeth Wandeler-Deck frage, was ihr durch den Kopf

gehe, wenn sie über den von Großbanken überragten Zürcher Paradeplatz laufe, holt sie mich mit ihrer Antwort in die globale Gegenwart zurück. Sie denke sich jeweils, daß die weltweiten Wirtschafts- und Informationsflüsse nur an ganz wenigen Plätzen konkret »an massive Materie gebunden« erscheinen: »Und für mich ist der Paradeplatz einer dieser Orte, wie wenn du an gewissen Punkten in New York oder Hongkong oder London stehst. Das sind die Orte, wo sich diese ökonomischen Bewegungen verknoten und materialisieren.«

Sich nicht an »sein« Land binden, um nicht an ihm zu leiden? Wäre das die Lösung?

Ein Land ist ein abstraktes Gebilde, und eigentlich kennen wir es nur durch die Leute, denen wir im Laufe eines Lebens begegnen. Beleidigt sein durch das eigene Land? Es hat etwas Absurdes, einem Land vorzuwerfen, nicht so zu sein, daß wir es lieben könnten, nicht so, wie wir es lieben möchten. Denn vielleicht ist Liebe zu einem Land an sich schon ein Unding und sollte Liebe für Menschen nie auf Abstraktes übertragen werden.

Während der Solothurner Literaturtage im Mai 1998 lese ich auf der Toilette im Restaurant »Kreuz« den in die Holzwand eingeritzten selbstgerecht-kitschigen Spruch: »Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.« Günter Grass trug zwei Tage später in einem seiner Gedichte die Zeile vor, »das Glück, so heißt es, ist eine Fundsache«. Wenn dem so wäre, ging mir durch den Kopf, wäre das Glück eigentlich seiner Besitzerin oder seinem Besitzer zurückzugeben. Ich kann mir offenbar Schweizer Glück – eigenes inbegriffen – nicht mehr anders als unrechtmäßig zustande gekommen vorstellen.

Es gibt eine Art Reden über Geschichte, die den Gegenstand eher verschwinden läßt, als ihn aufzuzeigen. Mit der Erinnerung können wir die Vergangenheit mitunter auch leugnen.

Da während des Zweiten Weltkriegs scharfe Zensurbestimmungen herrschten und es erst jetzt endlich möglich ist, Näheres zu erfahren, wundere ich mich immer wieder über den eklatanten Mangel an Neugier der damals Dabeigewesenen. Offenbar ist es so, daß selbst unter Bedingungen der Zensur vorenthaltene Informationen mit der Zeit nicht mehr vermißt werden, da fehlendes Wissen ja als solches nicht erkennbar ist und Menschen in einer Art Selbstschutz sich an das wenige, das sie erfahren haben, um so fester klammern.

Der französischsprachige Westschweizer Schriftsteller Charles Ferdinand Ramuz hielt am 8. September 1939 in seinem Tagebuch fest: »Man sieht ihn, den Zivilisten, in den Cafés außer sich über Strategie und Politik diskutieren, den ganzen Tag kommt er nicht von den Heeresberichten los, er rennt nach den letzten Zeitungsangaben; das Bedürfnis zu verstehen, eine zusammenhängende Erklärung selbst für unzusammenhängende Ereignisse zu finden, quält ihn. Man begreift, daß das nicht ohne Schwankungen, nicht ohne Störung des Gleichgewichts vor sich geht und noch weniger ohne Verwirrung, ohne Zeitverlust.«

Als kennzeichnend für die damalige Stimmung im Lande und als »die große Tragödie dieser Zeit« bezeichnet Ramuz, »nichts zu wissen und deshalb unaufhörlich vom einen Extrem ins andere zu fallen, von Freude in Verzweiflung und umgekehrt«. In einem Tagebucheintrag vom 8. Januar 1942 notiert Ramuz: »Ich verbringe

den ganzen Nachmittag, von elf Uhr an, in mein Zimmer eingeschlossen. Ich zünde ein kleines Feuer im Kamin an. Ich gehe kreuz und quer spazieren; ich versuche zu verstehen. Ich werde immerhin an Ereignissen teilgenommen haben, die mindestens so schwer wiegen wie die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege. Aber wie schwierig ist es, sie zu ermessen! Man durchschaut (wenigstens hier) kaum die Ausmaße (...), und die Phantasie muß sich schon sehr anstrengen, um die Folgen wahrzunehmen (...). Ich gehe in meinem Zimmer umher, ich nehme mich ins Verhör; man sieht deutlich, wozu dieser Krieg zwingt: zu einer Revision aller Werte.«

Ramuz starb 1947 in Lausanne. Sich weigern, Dinge schön zu reden und schön zu schreiben, heißt nicht, im Namen der Weisheit zu sprechen. Es ist nicht ausschlaggebend, daß alles immer schon gewußt wird. Es geht um Haltungen. Denn vieles wird erst im Zug des weiteren Handelns klar.

Der Deutschschweizer Schriftsteller und Nobelpreisträger des Jahres 1919, Carl Spitteler, stellte in einer Ansprache vom Dezember 1914 unter dem Titel *Unser Schweizer Standpunkt* zum Reden über das eigene Land nüchtern fest: »Wie großes auch sonst der patriotische Rausch zeitigen möge, auf das Sprachzentrum wirkt er entschieden ungünstig.«

Wie kommen wir im nachhinein dazu zu sprechen? Kritik, heißt es, sei selbstgerecht – als wäre es mir möglich, das Land zu kritisieren, in dem ich geboren bin, ohne nicht an mir selbst nach diesen kritisierten Eigenschaften zu suchen!

Plutarch schrieb in seinen *Moralia*: »(...) die Gerechtigkeit ist ohne Einsicht undenkbar.« Plutarch gehörte zu denen, die die Geschichte des sagenhaften König Midas überlieferten. Als Midas vom Gott Dionysos wegen eines Freundschaftsdienstes beschenkt werden sollte, wünschte er sich unglücklicherweise zum Lohn, daß alles, was er berühre, sich in Gold verwandle. Da auch die Speisen, der Hausrat, sogar das Wasser zu Gold erstarrten, sobald Midas sie anzufassen suchte, verwandelte sich das erhoffte Glück in reinste Qual: »(...) verdienstermaßen foltert ihn das Gold, das er jetzt haßt«, dichtete Ovid dazu in seinen *Metamorphosen*. Nur um Midas nicht an Hunger und Durst sterben zu lassen, erhörte Dionysos dessen Betteln, die steinreich machende Gabe zurückzunehmen.

Diese Erzählung dürfte in der Antike mit etwas Glück auch in der Schweiz bekannt gewesen sein, bezeugte doch schon der griechische Philosoph Poseidonios von Apamea, der über hundert Jahre vor Plutarch, im Jahr 51 vor unserer Zeitrechnung, in Rom starb, den keltischen Helvetiern und Helvetierinnen einen auffälligen Hang zum Gold, indem er vom »Gebiet der goldreichen, doch friedlichen Helvetiern« sprach. Außerdem hatten die Helvetier tatsächlich Zugang zur griechischen Schrift. Cäsar, der sie mit zu den Galliern zählte und übrigens für kriegerisch hielt, entdeckte nach der gegen sie gewonnenen Schlacht bei Bibracte im Jahr 58 vor unserer Zeitrechnung ihre in Griechisch abgefaßten Bevölkerungsverzeichnisse. Bekanntlich hatten damals die Helvetier in ihrer Gesamtheit das Siedlungsgebiet zwischen Rhein und Rhone aufgegeben und nach Südwestfrankreich in die Gegend des, sagen wir einmal,

heutigen Strandortes Biarritz auswandern wollen, was die Römer unter Cäsar mit vermutlich unkalkulierbaren Folgen für den Verlauf der weiteren Weltgeschichte vereitelt haben. Hätte er sie doch nur gehen lassen!

In der Schweiz ist das alles frühester Schulstoff. Ich sehe meine Lehrerin noch vor mir. Es war die erste historische Geschichte, die mir dauerhaft im Gedächtnis geblieben ist. Ich fand das lustig, daß eine ganze Bevölkerung den Entschluß faßt, ans Meer zu fahren. Es muß mich an Ferien erinnern haben.

Die Schweiz: ein Land erzwungenen Wohnsitzes für alle. Diese Zerknirschung. Ein Leben zweiter Wahl. Alles, was seither kam, die späteren Schlachtensiege der Eidgenossen, das Gold, der Reichtum: nichts als Kompensation.

In früheren Zeiten bemaß sich die Berechtigung, über das sogenannte eigene Land zu sprechen, danach, welche gesellschaftliche Stellung eine Person einnahm. Gehör fand, wer einem führenden Geschlecht angehörte, mit Vorzug von Adel oder patrizischer Abkunft war. Denn die Leute stellten sich in diesem Falle gerne vor, daß die Vorfahren dieser Person einmal »ihr Blut« für das Land gegeben hatten. Mag das auch eine sehr archaische und unphilosophische Vorstellung sein, den Wert von Argumenten zu bemessen, sie wirkt noch heute nach. Kritik muß mit Opfern aufgewogen werden, sonst gilt sie als frivol, und schnell wird von »Selbsternennung« zur Kritik gesprochen oder die Gehässigkeit in Umlauf gesetzt, es profiliere sich wieder wer »auf Kosten« des Landes.

Ein bekannter Schweizer Politiker mit rechtem Volkstribun-Profil griff in den Auseinandersetzungen um die

nachrichtenlosen Vermögen in die allerunterste Schublade und stellte den sonst eigentlich – schon als Individuum in einem sich für frei haltenden Staat – hinreichend zum Sprechen »legitimierten« Schriftsteller Adolf Muschg – nur weil er in Deutschland publiziert – in eine Reihe mit dem heute weitgehend vergessenen Schweizer Romanautor Jakob Schaffner, der sich vor dem Zweiten Weltkrieg zur faschistisch gesinnten Nationalen Front bekannte und im Dritten Reich von den Parteigrößen gehätschelt wurde. Jakob Schaffner fiel 1944 in Straßburg bei einem Bombenangriff jenem Krieg zum Opfer, den er zu kritisieren stets unterlassen hatte. Im *Völkischen Beobachter* hatte Schaffner am 21. März 1943 unter dem Titel *Gedanken über die Macht* geschrieben: »Die Macht kann nicht auf das Ja-sagen der Schiefen und Verkümmerten warten, die meistens auch böse sind und im ewigen Nein wohnen, weshalb sie überhaupt nie ja sagen. Die sind zum Absterben und Aussterben bestimmt. Die Zögernden und Furchtsamen werden nachkommen, wenn sie sehen, daß der große Entschluß zum Erfolg führt.«

Wie weit ist es mit Leuten gekommen, die heute bei Kritik gleich mit Personenvergleichen dieser Art Verrat schreien? Warum lösen in der Schweiz sogenannte »Angriffe« auf überlieferte Geschichtsbilder gleich Belagerungspsychosen aus?

Auch Schweizer Uhren gehen nicht immer richtig, vor allem dann nicht, wenn sie falsch gestellt werden. Zeitfehler können sich addieren, und Gedächtnisse, deren Zählwerke nicht mehr im Takt laufen, geraten in Schiefelage. Die Erinnerungen sind ein für Erschütterungen an-

fälliges Zeiterfassungssystem, und es kann kein Trost sein, daß die zufallsbedingten Fehler, die in der Chaos-Theorie als »Flicker-Rauschen« diskutiert werden und in sich schon genügen können, unversehens einen kritischen Zustand herbeizuführen, selbst die Mathematik noch vor ein Rätsel stellen, und nicht nur die Geschichtsschreibung, die sich oft leider ganz vergebens anstrengt, blockierte Geschichtsbilder wieder in Bewegung zu setzen.

## FIKTIONEN

**E**s geht nicht darum, die Schweiz schlecht zu machen, aber sie war schon immer eine Fiktion. In Schwyz, jenem Urkanton am Vierwaldstättersee, der namensgebend für die ganze Eidgenossenschaft wurde, herrschte im Spätmittelalter die Überzeugung vor, von den Schweden abstammen und in grauer Vorzeit einer Hungersnot wegen aus dem hohen Norden, dem »Lande gegen Mitternacht«, südwärts gewandert zu sein. Noch Johannes von Müller (1752–1809), der mit seinen *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* Friedrich Schiller die Anregung für seinen *Tell* lieferte, erwähnt diese Legende. Die Not habe geboten, daß jeder Zehnte – mit Frau und Kind, wenn er nicht alleinstehend war – wegziehe. Wen das Los traf, schied unter großem Wehklagen von Verwandten und Freunden. Auf der Suche nach einem Land, das dem von ihnen verlassenen glich, seien sie in die Nähe des Vierwaldstättersees gekommen und hätten Schwyz gegründet, um da in Frieden ihr Vieh zu weiden, »ohne Kränkung durch böse Gewalt«. Die Zeit ihres Auszugs und die Umstände ihrer Wanderung seien indes unbekannt, »weil bey solchen Völkern die Zeitrechnung nicht ordentlich gehalten wird«, bemerkt Johannes von Müller trocken.

Den Untersuchungen des Historikers Guy P. Marchal zufolge bildete sich der Glaube an die Herkunft aus dem Land der Mitternachtssonne zur Zeit des Basler Konzils

(1431–1449) heraus, und zwar als indirekte Folge einer damals als große Sensation gewerteten Rede des schwedischen Konzilsgesandten Nicolaus Ragvaldi, des späteren Erzbischofs von Uppsala. Um für seinen König einen ehrenhafteren Sitz im Konzil zu erwirken, hatte der nämlich am 12. November 1434 mit ausschweifenden Erzählungen dargelegt, wie die Goten, die Vorfahren der Schweden, durch Auswanderung unzählige mutige Völkerschaften begründet hätten. Geschichtswidrig hatte er auch erklärt, die Goten hätten als erste das Christentum angenommen und sich ganz besonders heldenhaft gegen die »Heiden« hervorgetan.

Vermutlich gelangte die Geschichte von Basel über Pilgerwege schnell in das geistige Zentrum von Schwyz, zu der weitherum bekannten Wallfahrtskirche Einsiedeln, und belebte dort um so mehr die Phantasie, als es im damaligen Latein zwischen Schweden (*sueci*) und Schwyzern (*suici*) für die etymologieverrückten Menschen des Mittelalters eine mehr als offenkundige Übereinstimmung zu geben schien. Der Gleichklang verhiess direkte verwandtschaftlich-historische Bande. So behauptet noch ein Schwyzer Sittenmandat aus den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, das sogenannte *Große Gebet der Eidgenossen*, ein stundenlanges Reihengebet in ungewöhnlicher, auch vor Schlachten praktizierter Andachtshaltung – auf den Knien mit seitwärts ausgestreckten, dann wieder vor der Brust gekreuzten Armen –, erfolge »zum Andenken, wie unsere Altvordern aus Schweden in dieses Land kommen sind«. Auch ein Schwyzer Landsgemeindebeschuß des Jahres 1531 setzte die schwedische Abstammung mit der größten Selbstverständlichkeit als Tatsache voraus.

Die Sage sprach sich laut Guy P. Marchal auch unter den Schweden herum. Eidgenössische Kaufleute wurden bei Reisen nach Schweden oft um nähere Auskunft über die geheimnisvolle Herkunft der Schwyzer gegeben, da, wie es hieß, in der schwedischen Überlieferung selbst gar nichts darüber zu finden sei. Der *Schweizer Chronik* von Johannes Stumpf zufolge pflegten sich Schwyzer und Schweden damals als Landsleute zu begrüßen, und Johannes Magnus, der als letzter Erzbischof von Uppsala im Anschluß an die 1527 in Schweden eingeführte Reformation nach Rom ins Exil ging, berichtet in seiner 1540 geschriebenen Gotengeschichte, die Schwyzer erwiesen durchreisenden Schweden stets die freundlichsten verwandtschaftlichen Bezeugungen.

Mit den sich vertiefenden Glaubensgegensätzen und dem Eingreifen des lutherischen Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg zugunsten des deutschen Protestantismus geriet dieser Geschichtsmythos bei den katholisch gebliebenen Schwyzern aber rasch und endgültig in Vergessenheit. Im zunehmend national geprägten eidgenössischen Weltbild begann diese Legende offenbar zu stören. Die Annahme einer ewigen Geburtsverbundenheit mit dem eigenen Land und Boden erschien plötzlich vorteilhafter und respektabler, zumal es vor dem Hintergrund der beginnenden »Zigeuner«- und Bettlerverfolgungen anscheinend nicht mehr wie noch im Mittelalter als ehrenvoll galt, von woanders und weither zu stammen und unter möglichst vielen Abenteuern die Länder durchzogen zu haben. Auch an die legendäre Hungersnot, die sie angeblich einst zu Flüchtlingen gemacht hatte, wollten die mittlerweile mit Schlachten-

erfolgen und Solddienst reich und eingebildet gewordenen Eidgenossen nicht mehr unbedingt erinnert werden.

Da leistete der andere, ebenfalls im 15. Jahrhundert fixierte Geschichtsmythos vom nächtlichen Schwur der ersten drei Eidgenossen auf dem Rütli und dem Apfelschuß Tells für das Selbstbewußtsein schon erheblich mehr. Mit armen Schluckern von Vorfahren hatten diese Gestalten, die behaupteten, ursprünglich frei und einig und stolz auf ihre ewigen, unantastbaren Rechte zu sein, nichts mehr gemein.

Von da an machte sich in der Geschichtsschreibung unbeliebt, wer nicht kritiklos zu dieser Legendenbildung beitrug oder das Reden von den alten Helden wenigstens billigend in Kauf nahm. Als 1760 die beiden Berner Aristokraten Alexander-Ludwig von Wattenwyl und Gottlieb-Emmanuel von Haller anonym die Hypothese des mit ihnen befreundeten Pfarrers Uriel Freudenberger druckten, die Tell-Geschichte sei ein auf alte nordische Mythen zurückgehendes Märchen, wurde ihre mit *Wilhelm Tell, ein dänisches Märhgen* betitelte Schrift durch den Henker in Uri auf dem Marktplatz von Altdorf öffentlich verbrannt.

Inzwischen lassen sich hellhörigere Geister nicht mehr so leicht einschüchtern und plaudert die Geschichtswissenschaft das Geheimnis offen aus, daß die Sage vom Meisterschützen eigentlich aus Norwegen stammt und um 1200 erstmals durch den dänischen Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus in seinen *Gesta Danorum (Taten der Dänen)* auf den dänischen Helden Toko übertragen wurde. Toko, der prahlte, er vermöge mit dem Bogen einen Apfel vom Pfahl zu schießen, wurde vom König dazu gezwungen, den zu durchbohrenden

Apfel auf den Kopf seines Kindes zu legen und mit dem eigenen Leben für das Prahlen zu büßen, falls er sein Ziel nicht treffe. Nachdem die Sache gut ausgegangen war, fragte der König, warum er denn vor dem Schuß seinem Köcher mehrere Pfeile entnommen habe, und Saxo Grammaticus läßt seinen Toko so reden wie später die unbekanntenen eidgenössischen Dichter ihren Tell: »Um an dir das Abirren des ersten mit der Spitze des andern zu rächen.« Auch Tells Rache am verhaßten Vogt Gessler durch einen tödlichen Schuß im Wald wird bei Saxo schon vorweggenommen.

Andere Helden wie etwa Winkelried, der bei der Schlacht von Sempach 1386 die gegnerischen Spieße auf sich gelenkt haben soll und dadurch die als solche historisch dokumentierte plötzliche und unerklärliche Wende herbeiführte, gelten nach minutiösen Untersuchungen mittlerweile ebenfalls als fiktiv. Gegen solche historischen Dichtungen wäre natürlich nicht das geringste einzuwenden, wären sie nicht in den Rang ewig gültiger Geschichtswahrheiten erhoben worden.

Selbst der berühmte *Bundesbrief von 1291* ist mit aller Wahrscheinlichkeit nicht im behaupteten Jahr geschrieben worden. Auffallend viel stimme da nicht zusammen, erklärt mir einer der besten Kenner dieser Quellen, Roger Sablonier, Professor für Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich, und naheliegender sei, daß die nachträgliche Herstellung einer schriftlichen Tradition bezweckt und der Text zurückdatiert worden sei. Außerdem handle es sich nicht um einen staatlichen Gründungsakt. Diese Deutung sei »längst als anachronistische Konstruktion« identifiziert.

Doch noch immer gelten diese Geschichten als Glau-

bensfragen, und dem Basler Historiker Werner Meyer brachten 1991 öffentlich geäußerte Zweifel anläßlich der Feiern zum angeblichen 700jährigen Bestehen der freien Eidgenossenschaft sogar Morddrohungen ein. Auch Roger Sablonier erhielt im Jubiläumsjahr anonyme Drohbriefe, unterschrieben mit »Morgarten und Sempach«, den heiligen Namen der Schweizer patriotischen Schlachtentradition.

Der *Bundesbrief von 1291*, der eigentlich nur ein Landfriedensabkommen war, wie es sie im Mittelalter zahlreich gab, hatte unter den Eidgenossen selbst nie eine Rolle gespielt und war auch erst 1760 wiedergefunden und publiziert worden. 1889 setzte die Schweizer Regierung dann aber in einer »Botschaft« den willkürlich gewählten 1. August 1291 als Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft fest, um endlich einen Nationalfeiertag zu haben. Eine 1891 auf dem Rütli geplante 600-Jahr-Feier sollte »das jetzige Volk der Eidgenossen« in die Lage versetzen, »den patriotischen Gefühlen«, welche diese Erinnerung »nothwendig in ihnen hervorrufen« müsse, »Ausdruck zu verleihen«.

Der Rückgriff auf die fernstmögliche Zeit war alles andere als Zufall, denn der jungen Schweiz, die erst 1848 nach dem Sonderbundeskrieg, dem bewaffneten Konflikt zwischen katholisch-ländlichen und protestantisch-industrialisierten Kantonen, entstanden war, fehlte außer den militärischen Schützen- oder folkloristischen Turnfesten jeder verbindende politisch-nationale Anlaß. Auch alle übrigen Daten der jüngeren Geschichte, den Sturz des Ancien Régime von 1798 durch den Einmarsch der Franzosen mit eingeschlossen, kamen als Anlaß zu einer Feier nicht in Betracht. Selbst die Periode

davor gab an Gemeinsamkeit nicht viel her: In jedem Jahrhundert seit dem Spätmittelalter hatte es einen eidgenössischen Bürgerkrieg gegeben, und die Reformation spaltete die Eidgenossenschaft faktisch in zwei Teile. Nur knapp war das völlige Auseinanderfallen des bröckligen vorstaatlichen Gebildes »Eidgenossenschaft« vermieden worden. Als einheitliches politisches Staatswesen gab es sie praktisch nicht mehr, und was die berühmten Eide betrifft, so wurden sie zwischen den Streithähnen gar nicht mehr erneuert.

Wenn die europäischen Mächte diese Alte Schweiz paradoxerweise doch als Einheit respektierten, dann nur der Schweizer Söldnertruppen wegen, auf die weder Frankreich noch das Reich oder Habsburg-Spanien einander den alleinigen Zugriff gestattet hätten. Die Neutralität des Wiener Kongresses von 1815 war nur eine Neuauflage dieser doppelten innen- und außenpolitischen Nulllösung für die schweizerische Politik. Unfähig, vor 1848 die inneren Gegensätze zu überbrücken, paßte diese Schweiz den Großmächten damals bestens ins Konzept.

Allein die älteste Geschichte bot da noch Stoff zur Identifikation. Aus einer tiefen Verunsicherung heraus waren die Eidgenossen immer wieder in Versuchung gekommen, ihre Existenz mit Hilfe von Legenden zu rechtfertigen und zu bekräftigen, haftete doch insbesondere der frühen Eidgenossenschaft aus dem Blickwinkel der europäischen Mächte der Makel an, eine widerrechtliche, mörderische Verschwörung gegen die einstigen legitimen adeligen Herren gewesen zu sein. Nur auf Erfundenes, auf historische Fiktionen vermochten sich die streitbaren Geister überhaupt zu einigen, da die brü-

derlich und schwesterlich geteilte Realität außer nie ausgehendem Konfliktstoff nicht viel bot. In Wirklichkeit war die Geschichte der Eidgenossenschaft eine nicht abreißende Serie von Schlachten, Gehässigkeiten und allseitigen Anödereien.

Erst von 1848 an begann die Schweiz während einiger Jahrzehnte, ganz gern, ganz mutig und frisch etwas Außenpolitik zu machen und sich etwa über die Teilung Polens laut zu empören. Während rundum die demokratischen Revolutionen gescheitert waren, stach die demokratische Schweiz, in der selbst Karl Marx die fortschrittlichste europäische Verfassung der Zeit sah, wie eine Insel der Seligen heraus und wurde für ganze Generationen gescheiterter Umstürzler und Anarchisten ein Refugium. Das paßte natürlich nicht mehr allen, und insbesondere das Kaiserreich Bismarcks begann, die Schrauben anzuziehen, schickte Lockspitzel über die Grenzen und schimpfte über die in der Schweiz erscheinende deutsche Emigrantenpresse schon ganz ähnlich, wie es ein paar Jahrzehnte später die Nazis tun sollten.

Aller historisierender Imagination und allen liberalen Höhenflügen zum Trotz ist aber auch die moderne Schweiz im Grunde ein unzufriedenes, haderndes und mit sich und andern in dauerndem Streit liegendes Staatsgebilde geblieben, das selten je mit einer Stimme spricht, an allem und jedem etwas auszusetzen hat und für sich dauernd Ausnahmen von anerkannten Regeln verlangt. Deshalb können sich internationale Organisationen eigentlich nur glücklich schätzen, wenn die Schweiz als unverbesserlicher Quertreiber- und Querulantenstaat, sich der immer Lektionen erteilen will und

kaum je Lehren anderer akzeptiert, nicht um eine Mitgliedschaft bewirbt.

Die Schweizer Regierung ist verfassungsmäßig mit viel zuwenig Macht ausgestattet, um im eigentlichen Sinn des Wortes eine Außenpolitik zu machen. Es handelt sich ja beim Bundesrat, der Exekutive, bekanntlich nicht um ein vom Volk gewähltes Gremium, das ein paar Jahre lang mit dem Parlament souverän entscheiden könnte. Nein, die sieben Regierungsmitglieder werden einzeln nach Parteienproporz vom Parlament gewählt und sind für jede innen- und außenpolitische Sachentscheidung grundsätzlicher Art auf ein kompliziertes Konsensfindungsverfahren angewiesen, bei dem Interessensverbände und Parteien über jederzeit erzwingbare Volksabstimmungen nach Belieben ihre Machtspielen und Sabotageübungen durchführen können.

Als Folge der jahrhundertelangen Streitereien kam nicht mehr als ein Minimalstaat zustande, bei dem das schöne Wort »Direkte Demokratie« nur das Feigenblatt für ein gegenseitiges Urmisstrauen ist, wie es in kaum einem anderen Staat der Welt so sorgsam kultiviert wird. Geld und Demagogie liefern jährlich mehrfach den Beweis für die Herstellbarkeit von Meinungen, und die Stimm- und Wahlbeteiligung ist in der Regel so niedrig, daß längst nur noch die Verängstigten und Eingeschücherteten das Staatsruder zu lenken scheinen. Das große Wort führen jene, die das Abstimmungsspiel am souveränsten beherrschen. Diese Macht wird unter der Drohung, sonst mit Unterschriftensammlungen zum Referendum zu greifen, schon im Vorfeld bei der Ausarbeitung der Vorlagen im Parlament eingebracht, was jeweils erlaubt, die Entscheidungen beliebig zu verwä-

sern oder nach eigenem Gutdünken umzuschreiben. Das war so schon in den angeblich urdemokratischen Landsgemeinden der ländlichen Kantone der Fall. Im – wie gerne gesagt wird – freiesten Land der Welt ist Augenwischerei und Vorspiegelung falscher Tatsachen trauriges Tagesgeschäft, aber immer noch besser als der offene Krieg von früher. Der bereits einmal zitierte englische Philosoph Jeremy Bentham hat nach dem Zeugnis seines Schweizer Herausgebers und Übersetzers, Etienne Dumont, gesagt, »daß die beste Verfassung für ein Volk diejenige ist, an welche es sich gewöhnt hat«, und diese pessimistische Einschätzung hat zumindest für die Schweiz einiges für sich.

Die Realität der eigenen Geschichte läßt sich nicht wie eine Hülle abstreifen, die Deutungsmacht eines beengenden Geschichtsmythos hingegen schon, selbst wenn dies nicht ganz einfach ist. Mythen sind zwar nur ein Stück eingebildete Geschichte – aber je irrealer ihr historischer Gehalt, desto eifersüchtiger ist ihr Machtanspruch an die Gegenwart. Befreiung für die Zukunft geht nicht ohne einen neuen Bezug zur Vergangenheit einher. Erforderlich wäre auch in der Schweiz, was der Zürcher Psychoanalytiker und an der Universität Frankfurt lehrende Ethnologe Mario Erdheim ganz allgemein als angemessene Umgangsform mit Vergangem empfiehlt – »die Vergangenheit von ihrem Schein von Gegenwart zu befreien, um sie dorthin zu versetzen, wo sie hingehört, nämlich in die Erinnerung« –, und zwar »um den Wiederholungszwang zu brechen, welcher der Vergangenheit den Schein von Gegenwart und damit von Wirklichkeit vermittelt«.

Als die unvergleichliche Anne Germaine de Staël in ihrem Buch *Über Deutschland* das Alphirtenfest in Unspunnen bei Interlaken beschrieb – eine Art Bergolympiade, die 1805 und 1808 nach den Revolutionswirren von einem Berner Regierungsvertreter organisiert wurde, um eine politische Entspannung herbeizuführen, und neben Ringen (»Schwingen«), Alphornblasen und Jodeln auch das Werfen des legendären Unspunnensteins umfaßte –, da kleidete sie ihren Eindruck in die Worte: »Eine immer gleichlautende Geschichte ist wie ein Augenblick, der aus mehreren Jahrhunderten besteht.«

Politische Zukunftsunfähigkeit befällt die Schweiz mit großer Regelmäßigkeit, und die Beschwörung der bis in die Natur hinein projizierten Symbole der Vergangenheit erhält dann jeweils den Charakter eines Selbstbeschwichtigungsrituals.

Diese fiktive, inszenierte Schweiz fordert von ihren Bürgerinnen und Bürgern immer wieder die *Identifizierung* mit einem Wesenskern des Landes, den es als solchen gar nicht gibt.

Schon 1937 stellte Charles Ferdinand Ramuz, ohne sie als solche direkt auszusprechen, in der Pariser intellektuellen-Zeitschrift *Esprit* in einem offenen Brief die hierzulande häretischste aller ketzerischen Fragen: Ob die Schweiz überhaupt existiere? Ramuz war damals 59 Jahre alt. Ein Proteststurm brach los, der »Untreue« wurde er bezichtigt, Zeitungen schrieben, sie seien »fertig« mit ihm, »er soll schweigen«, er sei ein »politischer Autodidakt«. Die *Neue Zürcher Zeitung* warf ihm »Überheblichkeit« und »Verächtlichkeit« vor, er

würde die Schweiz »negieren«, erkläre »kalt, es gebe keine Schweiz, die in Europa ihre eigene Individualität herausgebildet habe«, dabei läse doch »die deutsche Schweiz« seine Werke, »wenn auch oft mit saurem Fleiß«, aus »der heimlichen Gewißheit«, daß es »spezifische schweizerische Elemente« enthalte, die über das Kantonale und Regionale hinausgingen: »Ihr Aufsatz, in dem die Schweiz nicht existiert«, so schloß das Blatt, »kann nur durch ein dichterisches Meisterwerk gesüht werden.«

Ramuz hatte seinen Adressaten, den in Paris lebenden Schweizer Autor Denis de Rougemont, gebeten, ihren gemeinsamen französischen Freunden klarzumachen, daß »diese vorgebliche Einheit Schweiz in Wirklichkeit eine zusammengesetzte ist«: »Die Schweiz ist eine politische Einheit, das verstehe ich wohl, nicht wahr, daß sie eine politische Wichtigkeit hat (...); aber daraus eine gemeinsame Mentalität abzuleiten, wäre zu weit gegriffen.« Reicht der »Nutzen« aus, »um das Wesen des schweizerischen Volkes zu definieren?«, fragte Ramuz, um hinzuzufügen: »Und selbstverständlich gibt es verschiedenste Arten von Nutzen, aber ich meine hier nur den niedrigsten, denjenigen, der sich im Begriff des Profits zusammenfaßt.« Woher komme die Schweiz? Wohin gehe sie? Und was wolle sie? fragte Ramuz weiter und meinte, daß »wir ungefähr wissen, warum wir zusammen sind, weil es historische und militärische Gründe gibt, welche diesen faktischen Zustand herbeigeführt haben, aber daß wir nicht sehr gut wissen, was wir (als ›Schweizer‹) zusammen zu tun haben«.

Der Westschweizer Maler Ben Vaultier, der heute in Südfrankreich lebt, hatte es gewagt, auf der Weltaus-

stellung von 1992 in Sevilla im Pavillon der Schweiz, die sich gegenwärtig aus 26 Kantonen – 20 Ganz- und 6 Halbkantonen – zusammensetzt, ein Bild aufzuhängen, in welchem er nochmals ironisch auf diese Ramuz-Affäre zurückkam: »*La suisse n'existe pas*«, hat er groß und in Handschrift auf die Leinwand gemalt, und noch einmal ging ein Aufruhr durch das Land. Im Parlament gab es dringliche Anfragen an die Regierung, und der für Außenpolitik zuständige Minister erhielt mehrere hundert Briefe von ehemaligen Soldaten, welche »diese Schweiz« im Zweiten Weltkrieg doch an der Grenze »verteidigt« hatten und nicht begreifen konnten, wie einer behauptete, es gäbe sie nicht.

## POGROME

Die Schweizer Geschichte ist eine Chronik der Verhüllungen, Auslassungen und des Nicht-wahrhaben-Wollens. Gedächtnislücken gibt es schon für das 14. Jahrhundert. Damals, unter dem Eindruck der herannahenden Pest, vervollständigten die Städte auf dem Gebiet der heutigen Schweiz ein antijüdisches Verfolgungsschema und trugen massiv dazu bei, es auch über den Rhein ins weite Reichsgebiet zu exportieren. Daran gilt es zu erinnern, »ist doch jede Wunde unheilbar, die der Tod geschlagen hat«, wie der italienische Dichter und Humanist Francesco Petrarca seinem Bruder am 13. Januar 1350 schrieb, rund zwei Jahre nach Ausbruch der Großen Pest.

1347/48 erreichte die Pest Europa, wo sie seit mehr als einem halben Jahrtausend nicht mehr aufgetreten war. Etwa ein Drittel der Bevölkerung fiel ihr zum Opfer. Die mörderische Verleumdung, sie sei das Werk angeblicher Brunnenvergifter, tauchte nicht etwa in jenen Hafenstädten auf, wo die Pest – deutlich erkennbar – auf Schiffen zunächst eingeschleppt wurde: nach heutigem Wissen Anfang Oktober 1347 in Sizilien, im November in Marseille und Ende Dezember in Genua und Venedig. Zu offensichtlich war in diesen Meeresmetropolen die wirkliche Herkunft der Seuche, die, von Asien kommend, im Gebiet des Schwarzen Meers ausgebrochen war. Nein, das tödliche Gerede über vermeintliche jüdische Pestverursacher verbreitete sich trotz der Erklärun-

gen des in Avignon residierenden Papstes, die Pest sei nicht durch menschliches Handeln hervorgerufen worden, erst als Folge der Weiterverschleppung der Seuche, in Südfrankreich, dann in Spanien und schließlich rund um den Genfersee in Savoyen.

Die Gerüchte, welche 1348 die Juden in einen Zusammenhang mit der Pest brachten, waren, genau besehen, zunächst nur eine Art Neuauflage des Massenwahns, der 1321 in Frankreich gegen die Leprakranken losgebrochen war. Unter der Beschuldigung, Quellen und Brunnen zu vergiften und zu planen, die Christenheit zu vernichten, waren die Leprösen auf der Folter zu sogenannten Geständnissen gezwungen und dann verbrannt worden. Mit ihnen gleich auch die Juden, welche sich seit der großen Vertreibung im 13. Jahrhundert noch im Königreich Frankreich aufhielten. Ihnen war angedichtet worden, im Auftrag des moslemischen Königs von Granada in Südspanien, das ja vom 8. bis zum 15. Jahrhundert das Zentrum des westlichen Islam war, den Leprakranken das Gift besorgt zu haben.

Diese politisch-ideologisch motivierten Verschwörungstheorien und Vergiftungsängste geisterten noch immer in den Köpfen der Menschen herum, als 1347/48 die Pest ausbrach. Das erste Pogrom fand in Toulon statt und griff auf andere Ortschaften in der Provence über, wo damals, im April/Mai 1348, bereits die Pest wütete, wie der italienische Historiker Carlo Ginzburg erwähnt. In Barcelona artete »ein banaler Streit um die Bestattung eines Pestopfers in ein Massaker an den Juden aus«. Ähnliche Vorfälle hätten sich in den folgenden Monaten in weiteren Städten Kataloniens ereignet. Auch andere Randgruppen sahen sich plötzlich ange-

klagt. In Narbonne und Carcassonne im Süden Frankreichs, wo die Pest schon ein Viertel der Einwohner getötet hatte, wurden Arme und Bettler angeklagt, mit einem Pulver, das sie angeblich in Wasserstellen, Speisen, Häuser und Kirchen gestreut haben sollten, den Tod zu verbreiten.

Von da an wanderten die Gerüchte rascher als die Pest selbst nach Norden, über die Dauphiné, wo im Juli 1348 wieder von Juden als den vermeintlich Schuldigen die Rede war, nach Savoyen. Als in Chambéry eine aufgebrachte Menge über die jüdischen Mitbewohner der Stadt herfiel, wurde am 10. August 1348 in der Grafschaft Savoyen ein »Commissarius« eingesetzt, um die nötigen Beweismittel gegen die angeblichen jüdischen Pestverbreiter zu sammeln. Die Wirkung dieses Verfahrens war verheerend. Gerichtsort war das waadtländische Chillon am Nordufer des Genfersees, jenem Teil des savoyischen Territoriums, der zwar erst 1536 eidgenössisch werden sollte, aber bereits in engem Kontakt zu Bern stand, dem damals größten Stadtstaat nördlich der Alpen.

Dort fand im September 1348 ein Prozeß gegen vier Männer und eine Frau statt, der gleich in mehrfacher Weise den Boden für die anschließenden Judenpogrome im Reich ebnete. Im Schloß Chillon am Stadtrand von Montreux sollte die Brunnenvergiftungslegende in jene Form gegossen werden, wie sie Jahrhunderte überdauerte. Der Prozeß verlieh »allen späteren Judenverfolgungen den rechtlichen Schein«, wie Justus Friedrich Curt Hecker schon 1832 in seinem Buch über den *Schwarzen Tod im vierzehnten Jahrhundert* schrieb. Zu den Bedingungen für die Verbreitung der absurden

Brunnenvergiftungstheorie gehörte ganz entscheidend, daß diese Gerüchte der Ankunft der Pest selbst deutlich vorangingen und den Leuten, die das Greuelmärchen weitererzählten, die direkte Erfahrung der Pest gänzlich fehlte.

Noch gespenstischer als der Folterprozeß in Chillon selbst war, daß das redigierte sogenannte *Bekanntnis der Juden (...) über der Vergiftung (...) so wol der Brunnen und Quellen als anderer Orten auch Speisen und anders, die gantze Christenheit zu sterben und auszurotten* in Abschriften auf raschestem Wege von einer Stadt zur anderen ging. Die jüdischen Gemeinden rund um den Genfersee fielen wie Dominosteine, und die Brandspur der Pogrome wies rasch auch weiter nordwärts. Die Stadt Bern mit ihrer Scharnierfunktion zwischen der französischen und deutschsprachigen Welt erhielt auf ihr Ersuchen eine Kopie aus Lausanne. Die Berner benachrichtigten daraufhin Straßburg, das sich seinerseits an Lausanne wandte und auf diesem Wege eine Abschrift erhielt, welche die Lausanner mit der lateinischen Warnung versahen: »*Omnispotens vos conseruet*« (»Der Allmächtige bewahre Euch«).

In Bern waren unterdessen die Juden ebenfalls »geständig« gemacht worden. Sie wurden im November 1348 verbrannt. Die Aussagen der Gefolterten reichte der Berner Rat den Städten Solothurn, Straßburg, Freiburg im Breisgau und Basel weiter. Die Stadt Zofingen behauptete daraufhin, im Haus eines verhafteten Juden einen Giftfund gemacht zu haben. Der Chronist Heinrich von Diessenhofen berichtet, es sei »mittels einer Probe« festgestellt worden, »daß es Gift war«. Ob es sich dabei nicht vielmehr um eine ganz gewöhnliche gif-

tige Substanz handelte und der betreffende Mann nicht sogar berufshalber mit solchen Stoffen zu tun hatte, blieb unerwähnt, wie sich ja überhaupt den Zeitgenossen jedes Wissen um die tatsächliche Verbreitung des Pestbakteriums über Flohbisse für die Beulenpest und Tröpfcheninfektion für die Lungenpest entzog.

Glied um Glied schien sich unter der eisernen Härte der Scharfrichter die Beweiskette zu bilden. Einer der Angeklagten wurde »gebunden« von Zofingen nach Bern geschickt, wahrscheinlich um dort sein Geständnis zu wiederholen. Die Nachricht vom angeblichen Zofinger Gift, das sogar an Hunden, Schweinen und Hühnern ausprobiert worden war, machte schnell die Runde. Doch der Anfrage des Straßburger Rats, ein wenig von dem Gift zur Prüfung zugesandt zu erhalten, beschied Zofingen am 23. Dezember 1348 bezeichnenderweise eine Absage.

Damals weilten aber bereits Straßburger Boten in Zofingen. Sie wurden Zeugen, wie drei Juden gerädert und eine Jüdin auf eine nicht überlieferte andere Weise hingerichtet wurden. In der Zwischenzeit hatte in Bern der Jude Menli »gestanden«, er habe den Basler Juden Gift weitergegeben. Bern hatte außerdem eine Aufforderung an die Stadt Solothurn gerichtet, »ze klagenne uffen die Juden umbe ir Mort«, da zwei der Angeklagten angeblich gestanden hätten, die Brunnen in Solothurn vergiftet zu haben. Die Vollzugsmeldung ließ nicht lange auf sich warten, was um so bedeutsamer war, als der Mann, der in Solothurn das Gericht als Reichslehen innehatte, ein Neffe des Straßburger Bischofs war. Die Wellen hatten aber längst schon über Straßburg hinaus bis nach Köln geschlagen. So hatten die Kölner unter anderem

erfahren, daß Bern einen seiner geständigen Angeklagten vermutlich zum weiteren Beweis der Brunnenvergiftungstheorie dem Straßburger Rat zugeführt hatte.

Neben den scheußlichen Hinrichtungen bildet dieses leibliche Herumführen eines Folteropfers den wohl haarsträubendsten Aspekt der Berner Versuche, die Brunnenvergiftungslüge im Reich zu verbreiten. So nahm auf dem deutschsprachigen Boden der schweizerischen Eidgenossenschaft eines der schrecklichsten Justizverbrechen der Menschheit seinen Lauf, das seinen Schatten noch auf das 20. Jahrhundert werfen sollte.

Die Kölner selbst blieben zunächst skeptisch – und das gibt uns Raum für den Gedanken, daß es gar nicht zum Schlimmsten hätte kommen müssen. Wir gehen als Nachgeborene zu oft fatalistisch davon aus, Ereignissen in der Geschichte komme allein dadurch, daß sie geschehen sind, etwas Unabänderliches zu. Es fehlt uns das Maß für die Vermeidbarkeit dessen, was sich ereignet.

Einem weiteren Brief der Kölner an die Straßburger ist zu entnehmen, daß sie das Große Sterben in den Gegenden, die von der Pest erfaßt worden waren, als »nit anders (...) danne Gotz Plage« ansahen und die Rede von der Brunnenvergiftung für eine Mär hielten und die Juden »solicher Getate unschuldig«.

Diese Skepsis wurde Ende 1348 von den Regierenden Straßburgs geteilt. Auch sie hielten die aus Lausanne, Bern, Zofingen und Solothurn beigebrachten Beweise für nicht schlüssig und waren in keiner Weise bereit, sich Maßnahmen gegen die Juden einreden zu lassen. Da die angeblichen Erkenntnisse aber in Straßburg aus den Ratsstuben in die Bevölkerung durchsickerten und auch über den in Benfeld residierenden Bischof von

Straßburg und die elsässischen Adeligen auf verschlungenen Wegen von außen in die Straßburger Zünfte hineingetragen wurden, geriet die städtische Führungsspitze zunehmend unter Druck. Noch aber wirkte Straßburg wie ein Damm und schien ein massives Übergreifen der Pogrome ins Reich verhindern zu können. Doch die Gerüchte schwirrten mittlerweile völlig unkontrolliert umher.

Das Mittelalter war ein Medienzeitalter besonderer Prägung. Die Städte waren untereinander durch ein Netz rasender Boten verbunden, und über diese Informationskanäle verbreiteten sich zur Meinungsbildung und Beeinflussung neben Gerüchten beinahe in Echtzeit auch die zu ihrer Erhärtung gedachten geheimen Folterprotokolle.

Im November 1348 kam es bereits in Stuttgart, Kaufbeuren, Memmingen und Augsburg zu Massakern an Juden, und die Verfolgungen setzten sich im Dezember in Nördlingen, Lindau, Reutlingen und einigen anderen Orten fort. Gefangengesetzt wurden die Juden im Januar 1349 auch in Freiburg im Breisgau und in Konstanz.

Der entscheidende Rückschlag für die Straßburger Politik, den jüdischen Teil der Stadtbevölkerung vor Übergriffen und ungerechtfertigten Anklagen zu schützen, erfolgte durch das Pogrom in der eng verbündeten Stadt Basel. Denn auf das immer virulenter werdende Drängen der Landadeligen im Elsaß und des Straßburger Bischofs hin, die bei den jüdischen Geldgebern in Straßburg tief verschuldet waren, sollte eine Konferenz über die Juden stattfinden, die als sogenannter »Tag von Benfeld« in die Geschichte eingegangen ist und als eine

Wannsee-Konferenz des Mittelalters angesehen werden kann.

Die Ereignisse in Basel, wenige Tage vor dieser Zusammenkunft, wirkten wie ein Fanal. Laut der Chronik von Matthias von Neuenburg wurden »am Freitage nach Hilarius im Jahre des Herrn 1349 alle Baseler Juden auf einer Rheininsel in einem für sie errichteten Häuschen ohne Urtheil verbrannt und am darauf folgenden Freitage die Freiburger, wobei man aber zwölf der reicheren noch aufbewahrte, um durch sie ihre Schuldner in die Enge zu treiben«.

Am »Tag von Benfeld«, dessen genaues Datum nicht bekannt ist, beschlossen mit der einzigen Ausnahme Straßburgs alle Teilnehmer der Konferenz die Ermordung der Juden. Der Historiker Reinhard Schneider, der alle vorhandenen Quellen zu diesem Beschluß zusammengetragen hat, gelangt zu der Einschätzung: »Beschlossen hatte man die Vernichtung – man hatte sie dann auch realisiert. (...) Vor den großen Judenverfolgungen durch den Nationalsozialismus dürfte es ganz selten Zeugnisse für eine gezielte Vernichtungsabsprache geben, die einen politisch-geographischen Raum [dieser] Größenordnung betraf.«

Nahezu schutzlos waren die Juden in die Mechanik der verschiedenen Politikfelder hineingeraten. Erhebliche Verantwortung für die Entwicklung trug der damalige König Karl IV., der sich in chronischer Geldnot befand, seit er sich 1346 zum Gegenkönig Ludwigs IV. des Bayern hatte ausrufen lassen. Daß der Höhepunkt dieses Thronkampfs mit dem Vorrücken der Schwarzen Pest zusammenfiel, wurde der jüdischen Bevölkerung im Reich zum Verhängnis. Sie, die dem König hohe

Steuern leisteten, welche nichts anderes als Schutzgelder waren, wurden von ihm im eigentlichen Sinne preisgegeben. Wo es nur ging oder opportun erschien, verkaufte und verpfändete Karl IV. seine Rechte an den Juden, seinen sogenannten »Kammerdienern«. Das ging so weit, daß er in einem jeder Beschreibung spottenden Optionenhandel für Nürnberg, Bamberg und andere Gebiete sogar den Nachlaß der Juden für den Fall ihrer Vertreibung oder Ermordung gegen Geld aus der Hand gab, obwohl es doch seine vordringlichste Pflicht gewesen wäre, diesen Eventualfall mit allen nur möglichen Mitteln zu verhindern.

Nach einem unter Gewaltandrohung von der Straße erzwungenen Umsturz nahm am 14. Februar 1349 auch in Straßburg das lange geplante Vernichtungswerk seinen Lauf. In Köln, wo sich der Rat doch so sehr vorgenommen hatte, »wir wellent sie schirmen also sie unser Vorvarn beschirmet und behuetet hant getruwelich«, fand, nachdem es längere Zeit noch vermeidbar schien, das Pogrom in der Nacht vom 23. zum 24. August 1349 statt: Eine Volksmenge erstürmte das Judenviertel, »erschlug seine Bewohner und plünderte die Wohnstätten. Vier Rabbiner waren unter den Opfern«, hält der Köln gewidmete Artikel in der nach Städten und Gemeinden gegliederten, umfassenden historischen Übersicht *Germania Judaica* fest, die 1968 in Tübingen erschienen ist.

Dann erst, nachdem die Pest in den Köpfen, die unsinnigen Greuel durch Menschenhand, schon so viele Opfer gefordert hatte, brach im Reich von verschiedenen Seiten her die wirkliche Pest – der Schwarze Tod – aus. Zwischendurch hatten die Geißler auf ihren Zügen durch halb Europa noch erfolglos versucht, mit ihren

öffentlichen Bußübungen den Himmel zu besänftigen, zuerst unter großer Anteilnahme und Rührung der Bevölkerung, dann, nach der Gewöhnung an diesen Anblick, mit wachsender Mißbilligung oder Gleichgültigkeit. Vom Juli bis Oktober 1349 verbreitete die Pestilenz ihren Schrecken in Straßburg, 1350 erreichte sie Köln.

An die Pogrome und die Pest erinnert heute fast nichts mehr. Die Lücken, die sie damals schlugen, sind als solche in den Stadtbildern nicht mehr zu erkennen. In Zürich, wo die jüdische Bevölkerung am 27. Februar 1349 umgebracht worden war, kamen kürzlich in einem Haus aus dem Mittelalter in der Zürcher Altstadt hinter dem Putz weltliche, von Minneliedern inspirierte Wandmalereien des 14. Jahrhunderts mit hebräischen Legenden zum Vorschein. Die jüdische Besitzerin des Hauses, mit Vornamen Minne, Witwe des Menachem, hatte vor dem Pogrom, wie es scheint, auf ganz selbstverständliche Weise an der städtischen Kultur ihrer Zeit teilgenommen. Das Gedächtnis braucht solche Spuren, um dem Unerinnerten erst einmal einen Raum zu geben.

Der Schweizer Staat tut sich schwer mit dieser Erbschaft. Zur Zeit der Herrschaft der Nationalsozialisten gab es das schlimme Wort, die Schweiz habe ihr »Judenproblem« schon im Mittelalter »gelöst«. Bekanntlich duldet die Alte Eidgenossenschaft nach den Verfolgungen im 14. Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen auf ihrem Boden keine Juden mehr. Nur gerade im noch habsburgisch verbliebenen Aargau, in den Gemeinden Lengnau und Endingen, blieben sie geschützt. Zünftisches Handwerk und bäuerliche Existenz blieben ihnen jedoch verwehrt, und um die hohen Schutzgebühren be-

gleichen zu können, mußten sie als Krämer, Hausierer und Viehhändler umherziehen. Das änderte sich auch nicht, als der Aargau unter eidgenössische Herrschaft kam. Forderungen nach ihrer Ausweisung waren auch noch im 17. und 18. Jahrhundert laut geworden, und wiederholt kam es zu Plünderungs- und Zerstörungsaktionen gegen die beiden Gemeinden.

Selbst der Bundesstaat von 1848 wollte von einer Emanzipation der Juden noch nichts wissen, und die verbalen Ausschreitungen und Diffamierungen hörten nicht auf. Die Abschmetterung eines kantonalen Emanzipationsgesetzes an einer Volksabstimmung im Aargau 1862 begrüßte die *Schwyzer-Zeitung* noch immer als »kräftige, altschweizerische Gesinnung«, wie der Historiker Aram Mattioli belegt. Die verfassungsrechtliche Gleichstellung wurde den jüdischen Mitbürgern erst nach langem wirtschaftlichem Druck Amerikas, Frankreichs und der Niederlande und energischen Aufklärungsbemühungen der Schweizer Regierung in zwei Schritten, 1866 und 1874, zugestanden.

Der amerikanische Philosoph Arthur C. Danto hat einmal bemerkt, daß wir von der Vergangenheit nur das erfassen, »was sie mit der Gegenwart gemeinsam hat«. Das kann sehr viel sein, leider. Viel zuviel, manchmal.

## VERBRECHEN AN DER GRENZE

Die Schweiz geht von einer geheimnisvollen inneren Übereinstimmung ihrer Bewohnerinnen und Bewohner aus. Diese seltsame, offenbar für jedes geschulte Auge sofort erkennbare Entsprechung der Landsleute untereinander – die sogenannte nationale Identität – wird stillschweigend und gelegentlich auch lauthals angemahnt.

Dem Begriff Identität, mit dem uns die Sprache etwas Feststehendes einreden will, ist der Ausdruck Identifizierung vorzuziehen, weil dieser den Augenblick festhält, in dem sich diese merkwürdige innere Verwandlung vollzieht. Identifizierung bezeichnet den Akt des Sich-Hineinversenkens in ein Wunschbild oder eine Zwangsvorstellung. Gleichzeitig bedeutet das Wort auch polizeiliche Personenkontrolle: Identifizierung ist die Aufforderung abzuklären, wer wir gerade sind, wenn wir in einem bestimmten Land leben, und was dieses Land für uns ist oder zu sein hat. Identität in der Einzahl greift immer zu kurz. Es gibt kein Endresultat aller unserer Identifizierungen – für uns als Einzelpersonen nicht und für die politischen Gebilde und Gesellschaften, in denen Menschen zusammenleben, schon gar nicht.

Wessen Schweiz war es, die im August 1938 nach dem Anschluß Österreichs eine erste Grenzsperr für jüdische Flüchtlinge verfügte und im September 1938 bei den Nazibehörden die Einführung eines Judenstempels,

des großen roten »J«, im Paß jüdischer Deutscher wirkte? (Was den Nazis übrigens gar nicht gelegen kam, da sie damals noch ganz auf die Vertreibung setzten und nicht wie von 1941 an auf die Vernichtung ihrer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger, wie der Historiker Jacques Picard betont.) Welche Schweiz war es, die am 13. August 1942, als, wie Jürg Stadelmann in seinem Buch *Umgang mit Fremden* (1998) schreibt, »die Flucht vor den großangelegten Deportationen in die Vernichtungslager die verzweifeltsten Formen annahm«, die Direktive erließ, »Flüchtlinge nur aus Rassegründen, z. B. Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge« und hätten kein Anrecht auf Aufnahme? »Damit«, sagt Stadelmann in seiner umfassenden Studie über die Flüchtlingspolitik 1940–1945, »schlug das klassische Asyl-land die Tür gerade vor denjenigen Menschen zu, die von den Nazis am meisten verfolgt wurden«.

Über das »Schicksal« der Abgewiesenen waren die Behörden »im Bilde«. Trotz des Beginns der Deportationen in Frankreich und starker Proteste aus der Schweizer Bevölkerung im Sommer 1942 legte eine neue Weisung vom 26. September 1942 fest: »Ausnahmslos zurückzuweisen sind französische Juden, da sie in ihrem Heimatland nicht gefährdet sind« – eine Behauptung, die unwahrer nicht hätte sein können. Diese Rückweisungspolitik wurde im Dezember noch verschärft: »Wie zuvor die Deutschen rollten jetzt auch die Schweizer den Stacheldraht aus«, schreibt Jürg Stadelmann. Eine Milderung erfolgte vorübergehend am 26. Juli 1943 – lange nach Stalingrad und nachdem die Alliierten bereits auf Sizilien gelandet waren. Erst am 12. Juli 1944, nach der Landung der Westalliierten in der Normandie,

aber wurde das »faktische Todesurteil« dieses Rückweisungsbefehls »stillschweigend aufgehoben«, hält Jürg Stadelmann fest. Insgesamt wurden im Krieg 51 000 Zivilflüchtlinge aufgenommen. 1939 bis 1945, so errechnete das Schweizerische Bundesarchiv, wurden mindestens 30 000 Flüchtlinge an der Grenze zurückgeschickt. Allein die Zahl der registrierten Weggewiesenen betrug 24 398 Personen. Wie hoch der Anteil jüdischer Verfolgter unter ihnen war, ist nicht bekannt.

Insgesamt wurden 21 328 jüdische Zivilflüchtlinge aufgenommen und interniert. Weitere 8000 bekamen in den einzelnen Kantonen den rechtlichen Status von Emigranten zuerkannt. Fast ebenso viele, wie Aufnahme fanden, wurden also vom schon erreichten, sicher geglaubten Schweizer Boden wieder zurück in das Dunkel der Verfolgung gestoßen.

Der aus Wien stammende Fred Wander war in Genf mit sechs anderen Männern in Ketten »ausgeschafft« worden und nach Auschwitz gekommen. Auch er wies ein »J« in seinem Paß auf. Er überlebte und legte in einem Fernsehbericht von Irene Loebell Zeugnis ab: Die Schweizer Zellentür sei »aufgerissen« worden, und »ein Polizist kam herein, nahm mich (...) am Kragen und hat mich rausgeschleift und in ein Auto geworfen, aber richtig wie einen Hund«.

Ein anderer Zeuge aus der vergessen geglaubten Vergangenheit ist der 71jährige, heute in Melbourne lebende Joseph Spring. Im November 1943 war er mit seinen beiden Cousins, die später in Auschwitz gleich bei der Ankunft ermordet wurden, von der Schweizer Grenz- wache den Nazis ausgeliefert worden. Die jüdischen Flüchtlinge hatten falsche Papiere besessen, die sie als

»arisch« auswiesen, doch die Schweizer Beamten übergaben den Deutschen auch gleich noch die so fatal gekennzeichneten echten Pässe, mit denen sie um Asyl nachgesucht hatten.

Auch weitere Fälle sind mit allen Folgen dokumentiert, wie etwa die Rückweisung des aus dem südfranzösischen Lager Gurs in die Schweiz entkommenen deutschen Ehepaars Feingold, das, wie ihr letztes Lebenszeichen, ein Brief aus Lyon vom 27. Oktober 1942, bekundet, von einem Schweizer Grenzwächter vor der Rückstellung noch auf die übelste Weise beschimpft worden war: »Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen, weil ich mich mit diesem verdammten Judenzeug beschäftigen muß. Diese Bande muß verrecken und ausgerottet werden.«

Dieselbe offen antisemitische Politik richtete sich nicht nur gegen Zivilflüchtlinge, sondern auch gegen aus Deutschland »entwichene« polnische und russische jüdische Kriegsgefangene: »Alle Juden sind ohne weiteres zurückzuweisen gemäß den allgemeinen fremdenpolizeilichen Instruktionen«, heißt es in den am 5. August 1941 von Heinrich Rothmund, dem Chef der Polizeiabteilung im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement, erlassenen *Vorläufigen Richtlinien für die Behandlung von Polen*.

Unter dem Vorwand der Bekämpfung der sogenannten »Überfremdung« wurde selbst den geretteten Flüchtlingen kein Daueraufenthalt eingeräumt. Genaue Beobachtung und Überwachung sowie die Trennung der Familien und Ehepaare und vielerlei andere Schikanen bezweckten, bei ihnen jede Hoffnung, hier eine neue Heimat zu finden, von vornherein zu zerstören.

Wie die Zeitung *Die Nation* im April 1942 aufdeckte, waren von einer damals gerade publizistisch stark in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückten Ferienkinderaktion des Schweizerischen Roten Kreuzes ausgerechnet jüdische Kinder ausgeschlossen: »(...) für nichtarische Kinder ist die Rückkehr ungewiß. Wir können das Risiko nicht auf uns nehmen, Kinder der aufgeführten Kategorien in der Schweiz allenfalls bis zum Ende des Kriegs oder für dauernd behalten zu müssen«, schrieb Heinrich Rothmund, der von 1929 bis 1954 in seinem Amt verblieb.

Das ging auch nach dem Krieg so weiter, wie Archivdokumente und die Lebenserinnerungen der Flüchtlingsbetreuerin Charlotte Weber *Gegen den Strom der Finsternis* (1994) zeigen. Als die *Schweizer spende* für eine größere Gruppe von Kindern, die von den Amerikanern am 11. April 1945 halbverhungert im KZ Buchenwald gefunden worden waren, zu sorgen versprach, forderte der erwähnte Rothmund gleich zu Beginn, daß, falls die Schweiz diesen Kindern »Gastfreundschaft gewährte«, die internationalen Organisationen »sich verpflichteten, uns diese zum gegebenen Zeitpunkt wieder abzunehmen«.

Die Altersgrenze der Kinder wurde bewußt auf unter 12 Jahre festgelegt, um sie auch sicher wieder loszuwerden. Das Hilfsangebot hatte mit der Realität nur wenig zu tun. Erst als betont wurde, daß »die Kinder niedrigen Alters (...) getötet, vergast oder in die Verbrennungsöfen gestoßen worden waren und die einzigen Überlebenden im KZ folglich Jugendliche zwischen 12 und 25« wären, bewilligte der Bundesrat am 11. Juni 1945

eine Erhöhung der Altersgrenze auf 16 Jahre – widerwillig und eigentlich nur deshalb, weil sonst Schweden angefragt worden wäre und die Schweiz »befürchtete, die Ablehnung eines entsprechenden speziellen Gesuches der Alliierten könnte zu unliebsamen Verstimmungen führen«, wie es in einem Bericht des Delegierten des Bundesrates für internationale Hilfswerke, Edouard de Haller, vom 28. Juni 1945 heißt.

Da die Schweizer Verantwortlichen darauf bestanden, in Buchenwald, wo die Kinder und Jugendlichen abgeholt wurden, eine strikte altersmäßige Selektion durchzuführen – anstatt einfach ohne langes Fragen zu helfen –, kam es zum »Drama«. Es stellte sich heraus, daß auch ältere Jugendliche – teilweise unter Fälschung der Altersangabe in den Papieren – sich in den Schweizer Zug nach Basel »eingeschmuggelt hatten«, wie der Arbeitsausschuß des Schweizerischen Roten Kreuzes für Kinderhilfe am 5. Juli 1945 festhielt. In Metz und dann nochmals in St-Louis hätten dann die Überzähligen wieder »ausgeladen« werden sollen ...

Die Solidarität hing offenbar an einem dünnen Faden. »Es war bemühend, wie die jüdischen Elemente den Kindern in ihren Betrügereien halfen«, wurde später in den Schweizer Berichten verächtlich und in überwunden geglaubtem Tonfall vermerkt. Bei der Ankunft in Basel am 23. Juni 1945 waren es schließlich 49 Kinder und Jugendliche mehr als die bewilligten 350, und da sie körperlich stark zurückgeblieben waren, hatten manche der Jugendlichen in den KZs, ohne viel davon zu merken, das »Erwachsenen«-Alter erreicht.

Doch noch selbst diese KZ-Überlebenden wurden als »Konkurrenz« gesehen. Dr. Carl Brunner, Erster Ad-

junkt bei der Fremdenpolizei, schrieb am 12. Juli 1945 der *Schweizer*spende schroff, es verbleibe »ein ganz bedenklicher Eindruck gegenüber jenen Drahtziehern, die es verstanden haben, (...) ein ganzes Rudel unerwünschter Ausländer in die Schweiz hereinzunehmen«, und er warnte davor, daß diese jugendlichen KZ-Überlebenden vielleicht nicht »wieder ins Ausland zurückzuführen« seien und »seinerzeit den Arbeitsmarkt belasten und unserer einheimischen Jugend zum Schaden gereichen« könnten.

Wie mit den jüdischen Jugendlichen in der Folge umgesprungen wurde, ist im brisanten letzten Kapitel des Buches von Charlotte Weber nachzulesen. Entgegen den der UNO-Flüchtlingsorganisation UNRRA gemachten Zusagen wurden sie zunächst zwei bis drei Tage hinter Stacheldraht und dann in Bad Gurnigel für drei Wochen unter militärischer Zucht und Ordnung hinter »unsichtbarem Stacheldraht« in – unnötiger, da schon von den Amerikanern durchgeführter – Quarantäne gehalten, laut dem Bericht von Gert Dresdner, eines gegen diese Behandlung protestierenden Betreuers. Das Essen war völlig unzureichend. Wen der Hunger in der Küche zum Mundraub trieb, wurde bestraft. Um ihnen das Herunterschlingen der Nahrung abzugewöhnen, war sogar befohlen worden, daß »vor dem Essen alle vor ihren Plätzen stehen müssen und eine Minute Ruhe herrschen müßte«. Der Tagesablauf wurde mit der Uhr in der Hand überwacht. Tagwache war frühmorgens um sechs, obwohl die Kinder und Jugendlichen ein enormes Schlafbedürfnis bekundeten und noch Untertemperatur hatten. Als sie einmal auf einen Marsch geschickt wurden und einige zurückblieben, wurde ihnen gesagt, »sie

hätten in Buchenwald doch noch ganz andere Gewaltmärsche durchhalten müssen«.

»Endlos wiederholte und sinnlose Appelle«, Aussprüche wie »liederliche Bande« und »zum Essen seid ihr immer da, aber zur Arbeit nicht« – »ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen vor Kränkung«, schrieb eines der Kinder –, führten dazu, daß manche »gleich wieder zurückfahren« wollten. Andere machten sich mit den Worten Mut: »Wir haben Buchenwald ertragen, wir werden auch noch die Schweiz ertragen!« Als sie eines Tages am Eingangsschild des Internierungslagers mit Bleistift das Wort »KZ« anbrachten, wurde ihnen abends »mit sofortiger Herbeiziehung der Heerespolizei gedroht, falls das Wort nicht entfernt würde«.

Die angestellten Erzieher und Erzieherinnen waren zunächst machtlos, und als sie danach auf dem Zugerberg die Jüngeren unter ihnen in Empfang nahmen und auf der Basis der Selbstverwaltung ohne Angst und Einschüchterung an ein neues Leben gewöhnen wollten, kam es schon nach einigen Wochen zu einer repressiven Intervention des stark hierarchisch organisierten Schweizerischen Roten Kreuzes. Nach einem Streik der Buchenwald-Kinder zugunsten ihrer mit einem Ultimatum bedrohten Betreuerinnen und Betreuer wurde die Hilfsaktion Anfang September kurzerhand abgeblasen, und die Kinder wurden – ohne Rücksicht auf das gerade erst entstandene Vertrauensverhältnis – der Einfachheit halber jüdischen Hilfsorganisationen übergeben, die sie schließlich nach Palästina brachten.

Auch jüdische Tuberkulosekranke wurden nach dem Krieg systematisch abgewimmelt, wie die Dokumente aus dem Bundesarchiv zeigen. Dr. Carl Brunner von der

Fremdenpolizei, der am 21. Februar 1946 betonte, daß die »sogenannten Kinder aus Buchenwald (...) trotz meines wiederholten Einspruches« in die Schweiz hereingelassen worden seien, versuchte noch Anfang 1946 mit allen erdenklichen Ausreden, lungenkranke Jüdinnen und Juden aus den KZs von der Schweiz fernzuhalten, auch wenn für die Behandlungskosten gesorgt war und sogar die geforderten »Rückreisegarantien« vorlagen. Der Union of Orthodox Rabbis der USA schrieb er in vorsätzlicher Irreführung am 15. Februar 1946, »daß momentan sozusagen alle Betten in den verschiedenen Sanatorien der Schweiz belegt sind« und nicht »aufs Geratewohl ganze Gruppen weiterer Kranken Aufnahme finden könnten«. Dem neuen Chef der Fremdenpolizei, Dr. Robert Jezler, vertraute er am 21. Februar 1946 unter Hinweis auf die Orthodox Rabbis an: »Ich weiß nicht, wie lange wir mit solchen Schwierigkeitstänzen durchkommen. Die erwähnten Schwierigkeiten führen dazu, daß es nur einigen wenigen solcher Ausländer gelingt, eine Einreisebewilligung zu erhalten und auch einzureisen. (...) Es wird aber dazu kommen, daß die Ablehnungen, wenn sie häufiger werden, gewissen Kreisen zu Protesten Veranlassung geben werden. Können wir dann durchhalten?«

Nicht alles sollte in diesem Staat gewußt, nicht immer alles erinnert werden. Geschichte ist nicht nur das, woran wir gerne zurückdenken. Deshalb wird eine Geschichtsschreibung, die sich patriotischen Konstruktionen verweigert, so ungern gesehen. Erinnert werden kann auch nicht das, was gar nicht bekannt wurde. Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen antwortete 1965

auf den damaligen Vorstoß von Nationalrat Olivier Reverdin (Parti libéral) zur Herabsetzung der Sperrfristen des Bundesarchivs, er, Friedrich Traugott Wahlen, »halte es für durchaus *ausgeschlossen*«, die Akten über den Zweiten Weltkrieg »jetzt schon« zugänglich zu machen, »wo noch so viele Akteure am Leben sind, wo viele *Beziehungen sehr delikater Natur* vor aller Öffentlichkeit ausgebreitet werden müßten«. Der Historiker Hans Ulrich Jost erwähnte dies 1995 in einem Vortrag.

Wer in diesem Land Angst hatte, über die Vergangenheit zu stolpern, hielt sich deshalb bis vor nicht allzu langer Zeit mit Vorliebe an hehre Geschichten und Mythen, ähnlich wie Freud es in seinem Text *Märchenstoffe in Träumen* (1913) beschreibt: »Bei einigen Menschen hat sich die Erinnerung an ihre Lieblingsmärchen an die Stelle eigener Kindheitserinnerungen gesetzt; sie haben die Märchen zu Deckerinnerungen erhoben.« Eine »Deckerinnerung«, so definierte Freud schon 1899, verdanke »ihren Gedächtniswert nicht dem eigenen Inhalt, sondern dessen Beziehung zu einem anderen unterdrückten Inhalt« und lasse sich im übrigen häufig daran erkennen, daß sie, anders als das Vergessene oder *Weggelassene*, trotz ihrer Banalität »überscharf« gemerkt werde.

Freud war immer auch Philosoph, das macht seine Ausführungen über das »Prinzip der Gedächtnisauswahl« für die Geschichtsbetrachtung so interessant. »Erinnerungsspuren«, so sagte der Begründer der Psychoanalyse 1899, würden in der Zeit nach einem Erlebnis »ins Plastische und Visuelle rückübersetzt«, und es sei vielleicht »überhaupt zweifelhaft«, so merkte er in einer subtilen Unterscheidung an, ob wir je Erinnerun-

gen »aus« einer Zeit hätten »oder nicht vielmehr bloß an« diese Zeit: »Für die Angaben unseres Gedächtnisses gibt es überhaupt keine Garantie.«

Der Historiker Sascha Zala belegte 1997 in der *Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte*, daß die Schweizer Regierung in den fünfziger Jahren nicht nur mit allerlei Intrigen die Forschung im eigenen Land unterdrückte, sondern auch vor dem Versuch nicht zurückschreckte, die von den Alliierten besorgte Herausgabe der Akten des Deutschen Auswärtigen Amtes für die Kriegsjahre zu sabotieren, weil darin Dokumente enthalten waren, welche die sakrosankte Neutralitätspolitik plötzlich in einem ganz anderen Licht zeigten.

Die Abwehr gegen Unerquickliches aus der Vergangenheit formiert sich ständig neu. »Durchgearbeitet« wird sie nur, wo sie nicht mehr abgestritten werden kann – das heißt äußerst widerwillig –, und jedes Argument scheint recht, von ihr abzulenken.

»Es genügt nicht, die richtigen Gedanken zu haben. (...) Man entscheidet sich nicht in Gedanken, sondern durch die Tat«, hielt Charlotte Weber fest.

## BERGE UND BUNKER

In den Bunkern des Zweiten Weltkriegs, der sogenannten Zentralstellung in den Alpen, vertieften die Schweizerinnen und Schweizer ihre alte defensive Gebirgssymbolik. Es brauchte Spötter vom Kaliber eines Friedrich Dürrenmatt, um der Schweiz, diesem verbunkerten Land, aus dem Gesicht zu lesen: »(...) es war nicht auszumachen, ob sie ein Gefängnis war, eine belagerte Festung oder eine Produktionsstätte für Hitler«, bemerkt er in einem seiner »Stoffe«, dem *Winterkrieg in Tibet*.

Reichspropagandaminister Joseph Goebbels hatte, wie die Unabhängige Expertenkommission Schweiz–Zweiter Weltkrieg herausfand, die Schweiz im Juni 1943 noch höchstpersönlich gegenüber voreiliger nationalsozialistischer Polemik aus eigenen Pressekreisen in Schutz genommen und geltend gemacht, die Schweiz sei »praktisch das einzige Land, durch dessen Vermittlung wir heute Devisen durch Gold beschaffen, d. h. noch Gold verkaufen können. Es geht daher u. E. nicht an, daß man sich in Zeitungsartikeln (...) über den Goldbestand der Schweiz, der größtenteils von uns herrührt, mokiert.«

Einen Teil jenes erworbenen Goldes lagerte die Schweizerische Nationalbank während der Kriegsjahre in der Gotthard-Festung bei Andermatt. Eingänge zu diesen

bekanntermaßen weitläufigen Kavernen gab es verschiedene: die zwei offensichtlichsten gleich nach der Teufelsbrücke rechts jenseits der Bahngleise am Ende eines Steges über das Bachbett der Schöllenen, der an einer Felswand endet, und ein paar Schritte tiefer im Tunnel der Schöllenenbahn selbst – das läßt sich unschwer erkennen. Den SS-Geheimdiensten lagen die Planskizzen des Goldbunkers im Réduit, dem Rückzugsgebiet der schweizerischen Armee, bis in die kleinsten Einzelheiten vor. Ein Schweizer, der Mitglied einer radikalen Schweizer Nazi-Gruppe war, hatte sie ihnen verraten.

Die Nationalbank ließ ihre Barren mit der Bahn bis Göschenen und von da mit Lastwagen hoch transportieren. Nur bei schlechten Transportverhältnissen wurde »die weit kompliziertere und zeitraubendere Abwicklung eines Verlaides via Schöllenenbahn ins Auge gefaßt«, wie es in einer Bemerkung der »Hauptkasse« der Nationalbank vom 4. April 1945 heißt.

Der Krieg der Nazis war auch für die Schweiz ein gigantisches Arbeitsbeschaffungsprogramm, und bis zum Vorliegen genauer Zahlen ist es Gefühls- und Glaubenssache zu sagen, wieviel die Schweiz dabei profitiert und wie sehr sie durch ihre Finanz-, Devisen- und Technologiesdienste mit zur Verlängerung dieses Krieges beigetragen hat. Kriegsgewinne sind immer schwer zu quantifizieren. Auch wenn sie ins Auge springen, tun sie dies bereits in verwandelter, gewaschener Form. Das war beim staatlich organisierten Solddienst im Ancien Régime nicht anders, jenem jahrhundertelangen Mitverdienen an vergossenem Blut, das vermutlich unseren Nationalcharakter nachhaltiger geprägt hat, als wir annehmen.

Trotz ständig neuer Hinweise und Warnungen seitens der Alliierten nahm die Schweizerische Nationalbank im Krieg beharrlich das von der Reichsbank angelieferte Gold in Empfang. »Dieser ganzen Polemik, die nun eingesetzt hat über dieses Thema, möchte ich nicht allzugroße Bedeutung beimessen«, schrieb Ernst Weber, der Präsident der Generaldirektion der Nationalbank, am 17. März 1943 dem Experten für monetäre Fragen an der Schweizer Gesandtschaft in den USA, und am 9. Oktober desselben Jahres teilte er dem Schweizer Finanzminister mit, es sei »naheliegend«, daß diese Goldlieferungen der Reichsbank »auf alliierter Seite nicht gerne gesehen werden. Schon in den letztjährigen Handelsvertragsverhandlungen mit England wurde der schweizerischen Delegation entgegengehalten, daß die Schweiz Deutschland damit die Beschaffung von Devisen und die Bezahlung von Importen erleichtere«. Bereits im Sommer zuvor, 1942, seien »die neutralen Staaten ferner in englischen Radiosendungen gewarnt« worden, »den Deutschen »widerrechtlich angeeignetes Gold« abzunehmen«, fuhr der Nationalbankpräsident fort.

Später, in der bundesgerichtlichen Einvernahme vom 12. Juni 1946, räumte Nationalbankpräsident Ernst Weber ein, von den Alliierten vor dem Raubgold gewarnt worden zu sein. Aber, so rechtfertigte Ernst Weber sich: »Wir nahmen an, daß das Kriegspropaganda sei.«

In einer gemeinsamen Erklärung hatten die Alliierten sich tatsächlich schon am 5. Januar 1943 das Recht vorbehalten, Transaktionen mit geraubtem Gut rückgängig zu machen. In einer *Gold Declaration* legten sie am

22. Februar 1944 schließlich fest, daß in Zahlung genommenes deutsches »Raubgold« nach dem Krieg den rechtmäßigen Eigentümern zurückerstattet werden müsse. Diese Haltung wurde an der Internationalen Währungskonferenz in Bretton Woods vom 1. bis 22. Juli 1944 in der Resolution VI bekräftigt.

Abstruserweise hatte die Nationalbank bereits am 6. September 1943 in einer Eingabe an den Schweizer Finanzminister Ernst Wetter behauptet: »Die Requisition von Gold aber ist ein Recht, das einer Besatzungsmacht nach den Bestimmungen des Völkerrechts zusteht.« Hinter diesen schönfärberischen Argumenten verbarg sich, wie Dokumente aus dem Bundesarchiv jetzt zeigen, ein politisches Strategiedenken, das nie über den engsten Kreis der Beteiligten hinausdrang. In einer Konferenz zwischen der Generaldirektion der Nationalbank und Vertretern des Eidgenössischen Politischen Departements vom 27. Januar 1944 äußerte Generaldirektor Alfred Hirs die Ansicht, »daß die Deutschen großen Wert auf die Existenz einer neutralen Schweiz legen, durch deren Vermittlung sie ihre internationalen Finanzoperationen weiterführen können. Dieser Wunsch ist vielleicht, mehr als man denkt, ausschlaggebend dafür, daß die Schweiz bis jetzt dem Krieg entgehen konnte«. In dieser Besprechung, bei der es um die zukünftige Haltung der Schweiz angesichts der Raubgold-Vorwürfe der Alliierten ging, gab auch Robert Kohli, der Chef der Sektion für Rechtswesen im Eidgenössischen Politischen Departement, zu erkennen, daß er am Raubgut-Charakter der deutschen Barren keinen Zweifel hatte. Gemäß Protokoll warf er nämlich den Engländern in fadenscheiniger Argumentation vor, sie hätten während

des Burenkriegs in Südafrika (1899–1902) seinerzeit selbst Gold geraubt und zwischenzeitlich der Nationalbank Gold geliefert, das vielleicht »ebenso die Frucht von Requisitionen« sei. Von jedweder Seite Gold anzunehmen, fügte er – im Januar 1944 bereits in rückblickender Perspektive – hinzu, sei »eine Frage des Überlebens für unser Land gewesen, da wir wegen dieser Dienste, die wir Deutschland leisten konnten, dem Krieg entkommen sind«.

Wenn aber der Kauf dieses Blutgoldes die Schweiz tatsächlich vor dem Hineingezogenwerden in den Krieg gerettet hat, dann hätte es gleich nach dem Krieg doch eigentlich ganz leicht fallen müssen, sich wieder von ihm zu trennen. Gäbe es einen Preis, der zu hoch ist, dieses nicht wirklich verdiente Glück wenigstens nachträglich abzuzahlen? Etwa in Form der *Solidaritätsstiftung*? In einem Bericht über den Goldverkehr vom 16. Mai 1946 stellte sich die Nationalbank indessen auf den kaum mehr nachvollziehbaren Standpunkt, die Goldtransaktionen mit dem Dritten Reich seien als »normale Handelsoperationen« anzusehen.

Zwar merkte und wußte die offizielle Schweiz schon im Krieg, daß sie von Nazi-Deutschland benutzt wurde – doch nach außen hin gab sie es nicht zu erkennen. Die Bevölkerung wurde im Glauben gelassen, die Schweizer Berge, ihre Bunker und ihre Armee hätten das Land gerettet – oder schlimmer noch: Die Nazis hätten Wort gehalten und die Schweizer »Neutralität« respektiert.

Die von der Schweiz bei den Washingtoner Verhandlungen 1946 gezeigte Verärgerung war so gesehen auch nichts anderes als eine sorgfältige Inszenierung, um möglichst billig und ohne ein öffentliches Schuldeinge-

ständnis davonzukommen. Viel Einsicht zeigte die Schweiz nicht. Die Behauptung ist nicht zu weit gegriffen, daß sie es nur wegen dieser Goldgeschichten schließlich vorzog, der internationalen Staatengemeinschaft beleidigt den Rücken zu kehren. Die trotzig Entscheidung, der UNO nicht beizutreten, wurde am 2. April 1946 bekanntgegeben. Im Parlament erklärte der Schweizer Außenminister Max Petitpierre: »Ein mannhaftes Volk, das die Absicht hat, Meister seines Schicksals zu bleiben, hat keine Angst vor der Zukunft – weder zittert es, noch kneift es vor den Schwierigkeiten.«

In den Schmollwinkel der Geschichte hätte ein lautstarker Teil der Schweiz sich nach der erzwungenen Wiederaufnahme der damals nicht wirklich abgeschlossenen Debatte am liebsten noch einmal zurückgezogen. Doch die Faktenlage ließ dies nicht mehr zu.

## KRACH MIT DEN ALLIIERTEN

**G**egen den verbissensten Feind der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, ihr schlechtes Gewissen, hatten weder Bunker noch Waffen geholfen. Nacheinander war das Land zuerst von den Briten, dann von den Sowjets und schließlich von den Amerikanern als wirtschaftlicher Quasiverbündeter Nazi-deutschlands angeprangert und verurteilt worden.

Die Pressezensur im Lande verhinderte indessen bis kurz vor Kriegsende weitgehend die öffentliche Diskussion über die alliierten Maßnahmen gegen die Schweiz und die Schwarze Liste der Schweizer Nazi-Lieferfirmen. Wie der Historiker Herbert Lüthy am 11. November 1944 in einer seiner wöchentlichen Kolumnen im *St. Galler Tagblatt* schrieb, existierte wegen der »hochgeheimen Vertraulichkeit, in der unsere Außenpolitik vor sich ging«, zwar »eine schweizerische Innenpolitik, und es gab eine Weltpolitik, aber zwischen beiden gab es im schweizerischen Bewußtsein keine Verbindung«.

Dieser unterbrochene »Kontakt« wurde mit einem »heftigen Schock« wiederhergestellt: »Jeder Franken an Kriegsmaterial, das Deutschland von der Schweiz geliefert wird, verlängert den Krieg«, hatte Anfang Mai 1943 der britische Außenminister Anthony Eden dem Schweizer Botschafter in London erfolglos klarzumachen versucht. Der britische Sender BBC bezeichnete Oerlikon-Bührle am 13. Oktober 1943 als »sozusagen Deutschlands größte bombensichere Waffenfabrik«.

(Das nährte natürlich auch »linke« Mythen – Oppositionelle sahen in jeder versehentlich über der Schweiz ausgeladenen alliierten Bombe eine letzte Warnung. In Zürich wurden sogar Flugblätter mit dieser – heute auch aufgrund amerikanischer Militärjustizakten widerlegten – Theorie verteilt.)

Erste Sanktionen in Form einer Liefersperre für Rohstoffe und Fertigwaren verhängte Großbritannien allerdings schon am 9. September 1941 gegen die Schweiz: Der Abschluß des zweiten schweizerisch-deutschen Wirtschaftsabkommens vom 18. Juli 1941 wurde als deutliche Absichtserklärung zur Weiterführung der »Arbeit für unsere Feinde« taxiert. Versprechen der Schweiz vom Dezember 1943 und März 1944, die Lieferungen an Deutschland einzuschränken, blieben weitgehend unerfüllt und erschienen den Alliierten als reine Hinhaltetaktik. An die Adresse der Schweiz und anderer Neutraler erklärte der amerikanische Außenminister Cordell Hull daraufhin am 9. April 1944 in einer berühmt gewordenen Radioansprache, die USA und ihre Verbündeten könnten sich »nicht länger damit abfinden«, daß die neutralen Nationen »aus den Hilfsquellen der Alliierten Nutzen« zögen, »während sie gleichzeitig einen Beitrag zur Vernichtung von Soldaten leisten, deren Opfer ebensosehr zu ihrem eigenen wie zu unserem Wohle gereicht«. Mit »Nachdruck« verlangte Hull, »die Unterstützung des Feindes einzustellen«, es sei »nicht mehr notwendig«, »sich den Schutz gegen einen Angriff durch Unterstützung des Gegners zu erkaufen«.

Statt des Schweizer Radios schalteten viele Schweizerinnen und Schweizer die unzensurierten deutschsprachigen alliierten Schwarzsender (*Atlantik-Sender, Solda-*

*tensender Calais* etc.) ein. An die Sektion »Heer und Haus«, die im Krieg über ein weites Netz von Verbindungsleuten verfügte, um Stimmungen und Gerüchte in der Schweizer Bevölkerung zu registrieren, schrieb eine Frau Jenni aus Bern am 26. Oktober 1943: »Es macht einen peinlichen Eindruck und ist dem Ansehen unseres Landes abträglich, wenn man vorwiegend Dinge, die uns angehen, zuerst durch ausländische Radiosender vernimmt. Darf man sich da noch verwundern, wenn weite Kreise die ausländischen Sender bevorzugen?« Aus diesen Informationsquellen erfuhr die Bevölkerung plötzlich Genaueres über die umfangreichen Waffen-, Maschinen- und Stromlieferungen an das kriegführende Deutschland, über die zuvor nur gemunkelt worden war. Das Land wurde wie aus einem Tiefschlaf gerissen: »Es ist kein Anlaß zu schlecht, sich von der Illusion über die eigene moralische Stellung zu befreien«, kommentierte der Historiker Herbert Lüthy.

Erst nach der Befreiung Frankreichs, als die alliierten Truppen längst an der schweizerischen Grenze standen, rang sich der Bundesrat Ende September 1944 dazu durch, Deutschland ab dem 1. Oktober 1944 keine Rüstungsgüter mehr zu liefern. Doch der fortgesetzte Handel mit Deutschland, der den Deutschen weiterhin eingeräumte Gotthard-Transit in das besetzte Italien und die schweizerischen Bankgeschäfte mit den Nazis veranlaßten die Alliierten schließlich zu schärferen Maßnahmen. Anfang November 1944 sperrte General Gray, der alliierte Verantwortliche für Armeetransporte im befreiten Frankreich, den gesamten Bahn- und Lastwagenverkehr aus der und in die Schweiz, und am 19. Januar 1945 wandte sich sogar Präsident Franklin Delano Roosevelt

persönlich an die Schweizer Regierung. Dem amtierenden Bundespräsidenten Eduard von Steiger schrieb er in einem Brief, die Schweiz müsse doch »begierig sein, den Nazis jede fernere Hilfeleistung zu entziehen. Es wäre in der Tat eine Plage für jeden freiheitsliebenden Schweizer zu fühlen, daß er in irgendeiner Weise die Anstrengungen anderer friedliebender Länder behinderte, die Welt von einem ruchlosen Tyrannen zu befreien«. Roosevelt drängte darauf, daß die Schweiz ihre Beziehungen zum Rest der Welt auf eine neue Grundlage stelle.

Im Februar 1945 reiste eine alliierte Sonderdelegation nach Bern. Mit Laughlin Currie hatte Roosevelt einen engen persönlichen Berater als Verhandlungsleiter eingesetzt. Die sehr konservative *Times* in London appellierte am 12. Februar 1945 in einem Leitartikel ebenfalls an die Schweiz, sie »möge angesichts der veränderten Lage nicht länger Deutschland den Krieg verlängern helfen, während die Bevölkerung durch die Vermittlung des Roten Kreuzes so viel getan habe, um die weltweiten Leiden zu mildern«.

In enger Absprache mit der Schweizer Regierung hatte der Leiter der eidgenössischen Delegation, Minister Walter Stucki, für diese Wirtschaftsverhandlungen einen »strategischen Plan« ausgeheckt. Mit so wenig Zugeständnissen wie möglich sollte der Schweiz der Paria-Status erspart werden, der ihr für die Nachkriegsordnung drohte: »Die Gefahr, zu spät zu kommen, ist sehr groß.«

Von vielen nervösen Miteidgenossen war Minister Stucki mit unfehlbaren Rezepten zur Verhandlungsführung ausgestattet worden. Ernst Speiser, gleichzeitig Direktor beim Elektrokonzern Brown-Boveri in Baden und Chef des Schweizer Kriegs-Industrie- und

-ArbeitsAmts, hatte ihm beispielsweise geschrieben, die »schweizerischen Lieferungen und Kredite an die Achsenländer, namentlich Deutschland« vertrete er gegenüber Angelsachsen stets so: Sie seien »die unerläßliche Voraussetzung für unsere Aufrüstung und unsere Befestigung«, dienten also in eigentlichem Sinne dem Schutz vor ebendemselben Deutschland.

Mit hohen, schrillen Tönen über die »unverrückbare Staatsdoktrin der ewigen, von keinerlei momentanen Konstellationen abhängigen Neutralität« eröffnete Minister Stucki denn auch am 12. Februar 1945 in der Schweizer Hauptstadt die Verhandlungen. Ohne besondere Zeichen der Betroffenheit bekannte er sich dazu, daß die Schweiz Deutschland Waren geliefert habe, »die für seine Kriegsführung wichtig waren«. Die Schweiz habe sich »auch sehr beträchtliche Kredite abzwängen lassen«, aber, so konterte er sogleich mit dem offenbar hinlänglich erprobten Argument von Direktor Speiser, sie hätten »einen erheblichen Teil dessen, was wir aus Deutschland eingeführt haben«, dazu verwendet, »um in unsern Bergen unser *Réduit national* immer mehr und wirksamer auszubauen (...). Gegen deutsche Angriffe hätten wir uns mit der Waffe in der Hand verteidigen können«.

Gegen die seit »4 Monaten« andauernde alliierte Blockade jedoch, so erklärte Minister Stucki mit einem zweifelhaften rhetorischen Kunstgriff, sei die Schweiz hilflos: »Wir wissen genau, daß wir in Ihrer Hand sind«, könnten es aber nicht glauben, »daß fast am Ende dieses schrecklichen Kriegs das *Land der Freiheit und Demokratie* auf diese Weise zu Fall gebracht werden kann und soll«. Stucki, in gespielter Zerknirschung, wagte gar hinzuzufügen: »Es wäre unbescheiden, wollte ich hier

aufzählen, was mein Land für Verwundete, Gefangene, für Kinder und Juden, was es in Vertretung der zahllosen ihm anvertrauten Interessen getan hat und noch tut.« (Was er bei diesen bescheidenen Worten gedanklich alles ausließ, behielt Minister Stucki für sich.)

Fünf Tage später wurden die 26 Delegierten der Alliierten auf eine »Besichtigungsfahrt« aufs Jungfrauoch im Berner Oberland eingeladen. Unterwegs wurden ihnen Tanksperrren, Betonbunker und Flugplätze gezeigt, »aus einer Felsenstellung« heraus wurde gar ein Schießen »mit Leuchtspurmunitie« choreographiert. Auf der Kleinen Scheidegg gab es einen Vortrag über die Grundlagen der Landesverteidigung mit anschließender Demonstration des Übungsfliegens im Hochgebirge, und befriedigt durfte Minister Stucki danach melden, daß seit dem gemeinsamen Ausflug eine »wesentliche Entspannung (...) nicht nur im Verhalten der Delegierten« zu verspüren sei, sondern auch die alliierten »Angriffe gegen die Schweiz in Presse und Radio sozusagen vollkommen verschwunden« seien.

Die Illustrierte *Sie und Er* hatte den Amerikaner Laughlin Currie nämlich schon vor der Initiationsreise zum Hochaltar helvetischer Alpenmystik als »begeisterten Bergsteiger« geschildert. Die Schweizer Geheimwaffe »Jungfrau« schien sogar beim eher skeptischen Dingle Foot, dem Leiter der englischen Delegation, gezündet zu haben, erklärte dieser doch laut einem Bericht des *Volksrechts* vom 23. Februar 1945: »Hat die Schweiz ihren Alpenwall, so wird England durch das Meer geschützt«: »symbolisch« schein ihm »in dieser Hinsicht« die »Ähnlichkeit der Kreidefelsen von Dover mit den weißen Wänden der Jungfrau zu sein«.

Solange es irgend ging, verbunkerte sich die offizielle Schweiz hinter ihrer »unbeirraren Neutralitätspolitik«, die natürlich – aus der Perspektive des realen Kriegs – nie mehr als eine Strategie gewesen war, um auf Zeit zu spielen und zu hoffen, daß andere für sie den Krieg beendeten. Für die Arroganz, die allein schon hinter dem Wörtchen »unbeirrbar« steckte, fehlte damals offiziellerseits das Gehör. Nicht zufällig hatte der *Boston Herald* am 6. Januar 1945 die Schweiz als das »widerpenstigste« aller nichtkriegführenden Länder bezeichnet. Die Schweizer Verhandlungsführung zögerte auch nicht, sogar General Guisan zu rüffeln. Der hatte sich bei seiner Begegnung mit Currie recht freimütig über die strategische Bedeutung des Gotthard-Transits für die Nazis geäußert und erklärt, diese versuchten wohl nur deshalb so krampfhaft, sich in Oberitalien zu halten, um »alles zu plündern«, was sie nordwärts »spedieren könnten«. Ganze Elektrizitätswerke und kilometerlange Hochspannungsleitungen würden in Italien demonstert und durch den Gotthard-Tunnel nach Deutschland geschafft, das war dem Militär spätestens seit dem 19. Januar 1945 bekannt.

Viel zu spät – denn die Nazis erhielten so eine äußerst lange Vorwarnzeit zugestanden – sperrte der Bundesrat dann am 16. Februar 1945 endlich die deutschen Guthaben in der Schweiz, und am 27. Februar 1945 schließlich stellte die Schweizer Regierung auch den Transit Süd-Nord über den Gotthard ein. Am 5. März 1945 konnte der erschöpfte Currie auch hinsichtlich der Frage einer – wie er glaubte – schweizerischerseits strengen Kontrolle der Nazivermögen nach Washington telegrafieren, »die Schweizer Delegation hat heute kapituliert«.

Die offizielle Schweiz begriff damals nicht einmal, daß das amerikanische Außenministerium bei alledem beschlossen hatte, sie aus *übergeordneten politischen* Motiven heraus zu schonen.

Wie aus den seit längerem in London einsehbaren Akten hervorgeht, wies das britische Luft-Ministerium in einem als geheim eingestuft – und regierungsintern später immer wieder zitierten – Brief schon am 8. Oktober 1941 ausdrücklich auf den »Wert« der Schweiz »als Geheimdienstzentrum« hin. Hochwichtige Nachrichtenlinien führten damals aus Deutschland über die Schweiz zu den Alliierten. Als weitere Gründe für den Verzicht auf eine entschiedener Sanktionspolitik gegen die Schweiz wurden den Hardlinern in der britischen und in der amerikanischen Regierung neben den Aktivitäten des Internationalen Roten Kreuzes auch immer wieder die schweizerischen Vermittlungsbemühungen beim Austausch von Kriegsgefangenen sowie die zahlreichen Schweizer Schutzmandate genannt.

Doch hauptsächlich wurde die Schweiz damals zur ersten Nutznießerin der sich abzeichnenden Ost-West-Konfrontation. Die sowjetische Attacke gegen die Schweiz im Herbst 1944 hatte nämlich die amerikanischen Geheimdienstleute um den in Bern stationierten späteren CIA-Direktor Allen W. Dulles aufgeschreckt. (Die UdSSR hatte es der Schweiz nie verziehen, daß sie sich im Januar 1943 zum deutschen Sprachrohr machen ließ und einem Sonderfrieden im Westen das Wort redete, der der deutschen Wehrmacht erlaubt hätte, im Osten weiter Krieg zu führen; außerdem hatte die Schweizerische Bundesanwaltschaft sich 1944 nach dem Auffliegen eines prosovjatischen Nachrichtenrings

den zweifelhaften Spaß erlaubt, mit erbeuteten Funkgeräten und Geheimcodes Moskau noch eine Zeitlang an der Nase herumzuführen; Stalin hatte Churchill gegenüber die Schweizer auf jeden Fall als »Schweine« bezeichnet.) Es war natürlich reiner Zufall, daß Allen W. Dulles am 5. Februar 1945 kurz vor den schweizerisch-alliierten Verhandlungen Minister Stucki zu einem Essen einlud. Das Ergebnis dieses Geheimtreffens bleibt zwar im dunkeln, der amerikanische Geheimdienst trug aber sicherlich entscheidend zum Beschluß bei, der Schweiz entgegenzukommen. So ließe sich auch erklären, warum die über die Schweiz so enttäuschten Alliierten sich überhaupt die Mühe machten, eine Sonderdelegation nach Bern zu schicken, anstatt die Schweizer wie bisher einfach nach London zu zitieren. Die bis zu diesem Zeitpunkt auch in den USA virulent geführte – und mehr als berechtigte – Schweiz-Kritik in der Presse und den Regierungsämtern stoppte auf alle Fälle wie auf ein Zeichen hin.

Nur noch einmal, gleich nach dem Krieg, wurde die Schweiz in den USA wieder hart und offen kritisiert, als Senator Harley M. Kilgore erstmals an die Öffentlichkeit brachte, daß sich unter dem von der Schweizer Nationalbank gegen Devisen eingetauschten Gold der Reichsbank auch eingeschmolzene »Goldzähne von Insassen der Konzentrationslager« befanden. Beinahe in allen Details hatte die Diskussion um die Schweiz im Krieg damals schon einmal als Punkt auf der Tagesordnung gestanden, war dann aber wegen des Kalten Kriegs und anderen Opportunitätsgründen abgesetzt worden.

Erst im September 1996 berührte ein im Auftrag des Britischen Außenministeriums erstellter Nazi-Gold-

Bericht seit langem wieder diese Schweizer Reflexzone, und auf einmal gerieten Regierung, Banken und mit ihnen ein ganzes Land in schwere Erklärungsnöte. Zu offensichtlich war, daß ein gehätscheltes Schweizer Selbstbild in zentralen Punkten den Anforderungen an Aufrichtigkeit nicht standhielt. Das Gold, das das Land im Zweiten Weltkrieg von den Nazis entgegennahm, trug einen nicht abzuwaschenden Fluch auf sich – durch alle Umschmelzungsoperationen hindurch –, und schnell wurde klar: Mit Geld allein ist Schuld nicht wettzumachen – Gesten sind notwendig, ein Sprung über den eigenen Schatten. Und über den eigenen Schatten zu springen gelingt nur im hellsten Licht, bei der Ausleuchtung aller Tatsachen.

Im Oktober 1996 kündigte die US-Regierung eigene Untersuchungen über den Verbleib des Nazi-Goldes an. Die Veröffentlichung dieser amerikanischen Nachforschungen und die ersten Ergebnisse einer internationalen Kommission, die die Schweizer Regierung als Reaktion auf immer lauter vorgetragene Fragen einsetzte, ließen nur noch ganz wenig Spielraum für Ausflüchte: »Das zum größten Teil von der Schweiz entgegengenommene Raubgold wurde entweder gegen Devisen getauscht oder direkt dazu verwendet, Deutschlands Käufe von wichtigstem Material für seine Kriegsmaschine zu finanzieren: Wolfram aus Portugal und Spanien; Kugellager und Eisen aus Schweden; und Chromeisenerz aus der Türkei.« Dies hält der im Juni 1998 erschienene zweite Bericht der von Unterstaatssekretär Stuart E. Eizenstat koordinierten amerikanischen Forschungsgruppe fest. Offengelegt wurden auch die Wege, die das seit August 1942 von SS-Hauptsturmführer Bruno

Melmer aus Konzentrations- und Vernichtungslagern der Reichsbank überstellte Opfergold nahm. 119,5 Kilo davon, das ist jetzt bekannt, wurden in Barren oder in Beimischungen zu anderem Raubgold auch auf das Depot der Reichsbank bei der Schweizerischen Nationalbank in Bern geliefert. Das zeigt der ebenfalls im Juni 1998 erschienene Zwischenbericht der von der Schweiz beauftragten Unabhängigen Expertenkommission.

Inzwischen veröffentlichte die in Zürich erscheinende *Sonntagszeitung* einen Artikel darüber, daß ein Teil dieses Opfergoldes »mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit« 1947 und 1949 auch für die Prägung von Schweizer Goldmünzen, den sogenannten Vrenelis, verwendet wurde. Als Autor dieses Artikels machte ich die Erfahrung, daß Akten von allein nicht sprechen und es wohl auch nie tun werden. Sie müssen zuerst entziffert werden – anhand der Nationalbank-Lagerbuchhaltung und der noch erhaltenen Lieferscheine an die Eidgenössische Münze. Mit diesen Münzprägungen hat die Nationalbank die vielen Tonnen mit Hakenkreuzen versehenen, in den Kriegsjahren aus Berlin angelieferten Raubgold-Barren weggeschmolzen. Die 1946 den Alliierten bezahlte, viel zu niedrige Ablösungssumme von 250 Millionen Schweizer Franken betrachtete die Schweiz als hinreichende Legitimation für diese Aufräumaktion.

Was macht es aus, unverschämt reich oder bloß so reich zu sein? Gegenwärtig fehlt in der Schweiz eine Trauerkultur, die auch nur einigermaßen der grotesken Zelebration der Scheinheiligkeit in den Nachkriegsjahren die Waage halten könnte. Begonnen hatte der Aufstand ge-

gen die reiche, selbstgerechte Schweiz 1996 in New York, als die Holocaust-Überlebenden und ihre Nachkommen nach teilweise jahrzehntelangem, vergeblichem Bemühen ihre Bankeinlagen aus dem Krieg zurückhaben wollten und öffentlich Sanktionen forderten. Selbst noch, als am 12. August 1998 nach langem Seilziehen die Höhe der Zahlung endlich vereinbart wurde, umgingen mehrere Parteien und Zeitungen und mit ihnen Teile der Öffentlichkeit der Schweiz selbstgerecht das Eingeständnis von Schuld und Verstrickung und nannten die den Banken im Fall verweigerter Entschädigungszahlungen angedrohten Sanktionen schreierisch »Erpressung« oder »unanständigen Zwang«. In absurder kriminalistischer Sprachverdrehung war Ende 1996 sogar von einem hohen Amtsträger das Wort »Lösegelderpressung« geprägt und in Umlauf gesetzt worden. Diese Entführungsmetaphorik war das sicherste Zeichen dafür, daß sich die helvetische Seele irgendwo zwischen Kassenschrank und Geschichte selbst abhanden gekommen war.

Ist es naiv zu fragen, warum die Banken die Tricks, die nun aufgedeckt wurden, notorisches Verschwindenlassen von Akten eingeschlossen, nötig hatten oder vielleicht noch haben? Nach Berechnungen der Weltbank, die dabei nur Staaten mit einer Bevölkerungszahl von mehr als einer Million berücksichtigte, gilt die Schweiz zur Zeit als »reichstes Land« der Welt.

Nur vergessene Geschichte ist gute Geschichte. Bloß nicht mehr darüber reden, dann nehmen die Dinge schon wieder ihren gewohnten Lauf, werden sich einige gedacht haben, die nicht mit dem aufmerksamen, inzwischen legendären Wachtmann Meili gerechnet hatten.

Es schien allzulange so, als gäbe es keinen relevanten Diskurs mehr über dieses Land. Was immer über »die Schweiz« gesagt wurde, es scherte niemanden. Erst als den Exponenten des global tätigen Unternehmens Schweiz ein Prozeß angedroht wurde, rieben die Leute sich die Augen. Wo sich alles um das Geld dreht, ist es nur konsequent, daß der politische Diskurs nur noch ernstgenommen wird, wenn er in ein gerichtliches Nachspiel um Geld überführt wird.

In seinem Dialog *Protagoras* schildert der griechische Philosoph Plato anhand eines Mythos, wie es zu Beginn der Zeiten zwischen den Menschen zur Einführung rechtlich geregelter gesellschaftlicher Beziehungen kam. Plato setzt diesen Anfang aller Anfänge dort fest, wo Zeus es angeblich nicht mehr länger mitansehen konnte, wie diese ersten Menschen einander nur beleidigten, wenn sie zusammen waren, und – voneinander getrennt – ein Fraß der wilden Tiere wurden. Daher ließ er ihnen durch seinen Boten »Scham« und »Recht« bringen, »damit diese der Städte Ordnungen und Bande würden, der Zuneigung Vermittler«, wie Plato schreibt.

Der Bote, der im Fall der Schweizer Banken den Auftrag erhielt, »Scham« und »Recht« zu vermitteln, war Senator Alfonse D'Amato, Vorsitzender des Bankenausschusses des US-Senats und mächtiger Zahlmeister der Republikanischen Partei. Wie Hermes, der später als Gott der Kaufleute und Diebe verehrt wurde, behauptete D'Amato nie, ein Engel zu sein. Botschaften können es manchmal an letzter Präzision fehlen lassen – und ihre Überbringer an der Formvollendung des Stils –, doch hat sich das alles selbst zuzuschreiben, wer die eigene Schuldverstrickung so lange leugnet.

# NEUTRALITÄT, GIFTKRIEG UND DIE BOMBE

Sich selbst neutral und einflußlos geredet hatte sich die Schweiz nach dem Ersten Weltkrieg noch nicht – anders als nach dem Zweiten. 1920 war sie dank einer erfolgreichen Volksabstimmung Mitglied im Völkerbund geworden. Der schweizerische Außenminister Giuseppe Motta, der bis zu seinem Tod, 1940, 20 Jahre lang sein Amt versah, pflegte die Redtribüne des Genfer »Palais des Nations« rege für die schweizerische Politik zu benutzen. Erst die Nazis hatten sich auf den Standpunkt gestellt, daß diese außenpolitischen Aktivitäten unvereinbar seien mit einer Neutralität, so wie sie Adolf Hitler verstehe. Der Artikel 16 des Völkerbunds sehe nämlich im Falle eines Kriegs Sanktionen gegen einen Friedensbrecher vor, und sich an Sanktionen zu beteiligen sei nicht »neutral«. (Was Hitler tatsächlich von der Neutralität dachte, hatte er seinen Generälen am 23. November 1939 mitgeteilt. Der indirekt informierte und zum deutschen Widerstand gehörende Ulrich von Hassell überliefert dies in einem Eintrag seines Tagebuchs vom 5. Dezember 1939: »Hitler hat ungefähr gesagt: Humanität sei eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, Neutralität kein Gegenstand. Wenn er bei dem Unternehmen zugrunde gehe, so müsse eben Deutschland mit ihm in den Abgrund stürzen.«)

Von 1934 an hatten die Nationalsozialisten der Schweizer Diplomatie mit zunehmendem Erfolg Wort

für Wort vorbuchstabierte, wie »Neutralität« zu definieren sei, und versprochen bei Wohlverhalten in einem allfälligen Krieg großmütig Schonung. Die Neutralisierung der »Neutralen« war eine der wichtigsten außenpolitischen Vorbereitungshandlungen der Nazis für den Zweiten Weltkrieg, denn diese Neutralen – unter ihnen Dänemark, Norwegen, Belgien und die Niederlande, die Deutschland 1940 ohne Wimpernzucken eroberte – waren allesamt im Völkerbund in eine Friedenspolitik eingebunden gewesen, die theoretisch auch Zähne hatte. Nach allen Regeln der Kunst wurden sie von der Nazi-Diplomatie und der Goebbels-Propaganda auseinanderdividiert, und wer es hören wollte, dem erzählte auch Adolf Hitler gern, wie sehr ihm an wirklich neutralen Neutralen – das heißt blind und taub und tonlos gemachten Nationen – gelegen sei. Alt-Bundesrat Edmund Schulthess gegenüber etwa gab der »Führer« in einer persönlichen Unterredung am 23. Februar 1937 zu verstehen: »Die Schweiz decke Deutschland die Flanke und erspare ihm Befestigungen und in einem Krieg Truppen.« Schulthess, der es »interessant« fand, daß Hitler »die Anerkennung der Neutralität« der Schweiz »ausdrücklich auch mit deutschen Interessen« motivierte, fügte in einem Bericht an Bundesrat Motta hinzu: »Ich glaube aber, daß diese letztern Punkte konfidentuell behandelt werden sollten.«

Diese erzwungene Selbstausschaltung der Schweiz aus dem Kreis souveräner Staaten hatte die Regierung der Bevölkerung als »Rückkehr« zu einer »integralen Neutralität« verkauft, obwohl es eine solche auch in Ansätzen überhaupt nie gegeben hatte, und es mutet wie ein Hohn an, daß die Schweiz nach dem Krieg jahrzehnte-

lang einen Neutralitätsbegriff hochhielt, den ihnen niemand anders als die Nazis diktiert hatten. Wie sagte doch Bundesrat Petitpierre 1946 während der erwähnten Parlamentsdebatte über den Nicht-Beitritt zur UNO so schön: Die Schweiz sei »wie früher so auch jetzt davon überzeugt – und diese Überzeugung wurde durch den zu Ende gehenden Krieg verstärkt –, daß sie durch die Beibehaltung ihrer Neutralität einen größeren Dienst leistet als durch die Teilnahme an Sanktionen gegen andere Staaten«. Diese Patenterklärung lieferte auch noch während des internationalen Boykotts gegen das Apartheid-Regime in Südafrika die nötige Rechtfertigung, um Sanktionen bequem zu unterlaufen und mit diesem Unrechtsstaat wie unter Wiederholungszwang jährlich in zweistelliger Milliardenhöhe Devisen gegen Gold zu tauschen.

Diese ideologische Selbsteinnebelung gestattete der Schweiz, gegen außen und innen das Gesicht zu wahren. Die Sache funktionierte leider nur zu perfekt. Als 1986 eine neue Regierungsgeneration endlich den längst fälligen Schritt tun und der UNO beitreten wollte, sagte das während eines halben Jahrhunderts indoktrinierte Stimmvolk nein. Die Sonderweg-Ideologen hatten in der Kampagne noch einmal leichtes Spiel gehabt.

Makabrerweise hatte sich die Schweiz im Zweiten Weltkrieg auch eine Chemiewaffen-Kriegsführung und unmittelbar nach dem Krieg selbst eine Atomwaffen-Option offengehalten, wie Untersuchungen des Historikers Peter Hug zeigen. Das mittlerweile in der Novartis aufgegangene Basler chemische Unternehmen Ciba erhielt 1939 von der Armee den Auftrag, Senfgas herzustellen.

Schon die ersten, im Oktober 1940 angelieferten 35 Tonnen bereiteten riesige Probleme, da der Giftstoff sich als höchst korrosiv erwies. Im ersten Jahr erlitten 23 Ciba-Arbeiter in der Produktionsanlage in Monthey (Kanton Wallis) schwere Verbrennungen an Augen, Händen und Armen. Der Dilettantismus ging weiter, als bei den angeordneten Gaskriegsübungen die sogenannten Nebeltruppen 1940 Rauchnebelgranaten mit Perchlor-Naphtalin zu verschießen begannen. Die Folge war ein großes Viehsterben. Es kamen gesamtschweizerisch 13 956 sogenannte »Nebelkühe« um. Da die Truppen nach allgemeinem Dienstbefehl des Jahres 1941 lernen sollten, »sich in wirklich vergiftetem Gelände (...) richtig zu benehmen«, wurden die Nebelkompanien laut Peter Hug »mit 12 cm Minenwerfern, (...) tragbaren Rebenspritzen, umgebauten Kompaniewagen mit Tankbehältern und Pumpeinrichtungen sowie einer fahrbaren Abfüllstation für Senfgasminen und Kampfgeschossen« ausgerüstet. Ein Kompaniehauptmann tat sich mit der Schnell-Methode hervor, die angestrebte Geländevergiftung »durch Sprengung von Fässern« zu erreichen. Wegen undichter Schutzkleidung, Handschuhen und Stiefeln kam es zu zahlreichen Unfällen. Erst im März 1943 sah sich der General in einem Schreiben an den Bundesrat »veranlaßt, von weiteren Vorbereitungen zum chemischen Krieg abzusehen«.

An der Bevölkerung vorbei und zeitweise unter bewußter Irreführung des Parlaments betrieb die Landesregierung von 1945 an auch gezielt Vorarbeiten für eine Schweizer Atombombe, wie mehrere inzwischen vorliegende Studien belegen. Die Beschaffung des atomaren

Spaltmaterials bildete lange das am schwersten zu lösende Problem und gelang erst 1954 mit dem Ankauf von zehn Tonnen metallischen Urans. Nur um die geplanten Fliegerbomben auch bis nach Moskau transportieren zu können, entschied sich die Armeeführung 1961 zum Ankauf der französischen Mirage-Flugzeuge. Einen empfindlichen Rückschlag für die Planungen bedeutete der 1969 eingetretene größte anzunehmende Atomunfall im als rein zivil deklarierten Versuchsreaktor von Lucens (Kanton Waadt), dessen Kern durchschmolz, sich entzündete und die ganze Kavernenanlage in eine verstrahlte Hölle verwandelte. Doch erst 1988 löste die Regierung den militärischen »Arbeitsausschuß für Atomfragen« auf und verzichtete auf die Pläne für eine Schweizer Atombombe.

Bemerkenswerterweise hatte 1962 ein damals noch exklusiv männliches Stimmvolk – die politische Diskriminierung der Frauen wurde ja erst 1971 aufgehoben – eine Atomwaffenverbotsinitiative der *Schweizerischen Bewegung gegen atomare Aufrüstung* deutlich abgelehnt. Eine zweite, diesmal sozialdemokratische Initiative, die die Entscheidung zur Atombewaffnung wenigstens einem vorgängigen Referendum unterstellen wollte, wurde 1963 ebenfalls in einer Volksabstimmung verworfen. Das hatte mit dem noch weitgehend intakten »Glauben« an das Schweizer Militär zu tun.

## DICHTER UND POLITISCHE POLIZEI

**B**erge vermitteln von weitem den Eindruck einer Welt aus Watte, weich, abgefedert, nicht real. An gewissen klaren Tagen gleicht die Schweiz einem riesigen, luftigen Schlafzimmer, einem entrückten Ort des Scheins. Hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen schläft Helvetia wie Schneewittchen – auf weichen Kissen, aber betäubt. Ein Stück goldener Apfel ist ihr im Hals steckengeblieben. Noch kann sie sich, hustend und nach Atem ringend, von dem Kloß befreien, wenn sie Glück hat. Wer die Vergangenheit von sich abzuspalten versucht, erlebt sie als Alptraum wieder. Die schöne junge Frau und die böse eitle Mutter im Märchen sind in der Wirklichkeit ein und dieselbe Person und haben eine lange Familiengeschichte.

Die Schweiz ist ein kleines Land, und als kleines Land kommt sie sich – kritisiert – immer als Opfer vor. Als Opfer eines hinterhältigen Angriffs, ausgestreckt am Boden des gläsernen Tresors, ausgeraubt, sieht sie sich liegen. In ihrer ganzen Geschichte stellte sie sich selbst noch nie als tätig in ein Verbrechen verwickelt vor. Für den Umgang mit Verfehlungen fehlen schlicht die Denkkategorien. Was immer das Land tat oder unterließ, es schien dafür genügend Gründe zu geben. Mit unschuldigem, unbeflecktem Herzen glaubt die Schweiz, jedes Gramm Gold redlich und mit Fleiß verdient zu haben. Naivität führt durchs halbe Leben, aber nicht durch das ganze.

Befragt zur »Schweizer Eigenart«, erzählte der 22jährige Max Frisch im Oktober 1933 in der *Zürcher Illustrierten* von dem Gefühl, das er auf seiner ersten Reise ins »Ausland« hatte, als er an einer Industriemesse die Fahnen aller Länder flattern sah, während »ausgerechnet meine geliebte Schweizerflagge verwurstelt hing«. Auf das ständige Pendeln der Schweizerinnen und Schweizer »zwischen Überheblichkeit und Minderwertigkeitsangst« anspielend, bekannte er – mit der ihm eigenen Ironie: »Und ich betete zum Wind, damit er mein stolzes Kreuz entfalte im fremden Himmel und mich erlöse aus unserer angeborenen Pein (...).« Als die »ulkigste« Eigenart der Schweizer Bevölkerung bezeichnete Frisch, daß sie sich »größenwahnsinnig« viel auf ihre »Bescheidenheit« einbilde.

Der junge Max Frisch, der noch nicht angefangen hatte, Architektur zu studieren, sondern sich nach einem abgebrochenen Germanistikstudium als Journalist und Reiseschriftsteller durchs Leben schlug, machte in anderen Ländern – wie bis vor kurzem anscheinend viele Schweizerinnen und Schweizer – die Erfahrung: »Man hat uns gern.« Mit der lustvollen Strenge, die ihn kennzeichnete, fragte er sich aber umgehend, »weswegen man uns überall gern hat«. Seine Antwort bestand wiederum in einer Geschichte, der Geschichte vom »Matterhorn«: »Denn wie ich mich einmal vorstellte als Schweizer, erstrahlten die Ausländer und begannen zu schwärmen vom Matterhorn, worauf ich befriedigt nickte, als hätten wir das Matterhorn selbst gebaut, und durchaus nicht merkte, daß man weniger uns als vielmehr unsere Landschaft liebt, woran sie erinnert wurden durch mein Erscheinen.«

Das wohl bekannteste Bild von Frisch zeigt ihn mit Bertolt Brecht auf dem Zehnmeterurm des Zürcher Schwimmbades Letzigrund. Wer dort je in Badehosen gestanden hat, weiß, daß es hoch ist dort oben. Die beiden lächeln. Das Bad, Frischs großer architektonischer Wurf, ist noch nicht fertig, und runter geht's, nicht im Bild, wieder auf der metallenen Leiter. Geknipst hat Ruth Berlau.

Vielleicht hat Frisch Brecht erzählt, daß die leichte Erhöhung, auf die er den polygonen kleinen Erfrischungskiosk des Bades setzte, im alten undemokratischen Zürich noch als Hinrichtungsstätte diente. Dort, weit außerhalb der Stadtmauern, baumelten die Gehängten, weithin sichtbar für alle Reisenden, die sich auf der nahen Hauptverkehrsstraße von Basel her der gestrengen Stadt näherten. In seinem Tagebuch erwähnte Frisch 1947 erschreckt über seine Arbeiter: »Nun haben sie doch einen gefunden! – Skelett eines Hingerichteten (...).«

Zu den Gesprächen mit Brecht notierte er etwas später: »Die Faszination, die Brecht immer wieder hat, schreibe ich vor allem dem Umstand zu, daß hier ein Leben wirklich vom Denken aus gelebt wird.« Und Frisch fügte hinzu: »Während unser Denken meistens nur eine nachträgliche Rechtfertigung ist (...).«

Ohne Einladung mit zugegen waren bei Brecht immer auch die Beamten der Zürcher Politischen Polizei. Kein Staat ist gegen Lächerlichkeit gefeit, vor allem dann nicht, wenn diese System hat. Als Bertolt Brecht nach dem Krieg in das Land kam, das sich mit der Uraufführung seiner Stücke rühmen durfte, hintertrieb die Schweizerische Bundesanwaltschaft nicht nur alle Ver-

suche des staatenlosen Theatermanns, sich in dieser Schweiz niederzulassen, sondern unterzog ihn auch einem ausgedehnten Lauschangriff. Brecht war am 5. November 1947, von New York kommend, über Paris in die Schweiz eingereist, um sich nach einem ersten uner-spießlichen Verhör in Washington vor dem Komitee für Unamerikanische Aktivitäten dem drohenden Zu-griff des Senators Joseph McCarthy zu entziehen. Doch auch die Schweiz gab sich in Staatsschutzdingen pa-ranoid: »Brecht (...), Schriftsteller, staatenlos, früher Deutscher, (...) soll kommunistisch eingestellt sein. Er erhält viel Besuche, zeitweise bis zu 5 Personen«, heißt es in einem Polizeibericht vom 28. August 1948. Unter-kunft hatte er – über Freunde – am Zürichsee, in der Ge-meinde Feldmeilen, gefunden, in einer Estrichwohnung. Unter ihm, im ersten Stock, wohnte Dr. R., ein Rechts-anwalt, der bei der Schweizerischen Bankgesellschaft, der heutigen UBS, arbeitete: »Dr. R. dürfte politisch ein-wandfrei sein. Wenigstens ist hier nichts bekannt. (...) Sofern R. Dr. iur. einwandfrei wäre, dürfte event. bei ihm ein Horchgerät installiert werden. Wie ich noch er-fahren konnte, steht der Familie R. noch ein Zimmer neben der Wohnung Brecht zur Verfügung, das wenig benützt werden soll«, meldete der Mann von der Poli-zeistation 1 Meilen, der ohne jeden Witz mit »Korporal Scherz« zeichnete. Der Bericht an den »Nachrichten-dienst« der Zürcher Kantonspolizei trug den Vermerk »Verdächtige Versammlungen (...) und event. Schwarz-senden«.

Wie ein Inspektor von der Schweizerischen Bundespolizei am 7. September 1948 festhielt, kämen in der Woh-nung des Bert Brecht »öfters unbekannte Personen zu-

sammen«: »Es seien dann jeweils Geräusche feststell-bar, die von einer Sendeanlage herrühren könnten. In der Nachbarschaft des Brecht wird nun der Funküber-wachungsdienst der PTT in Verbindung mit dem Nach-richtendienst Zürich eine Kontrollapparatur montie-ren.«

Diesen Verdacht, es handle sich bei Brechts Bleibe »an-scheinend um ein kommunistisches Agitationszentrum, das sich mit Nachrichtendienst befasse und möglicher-weise eine Sendeanlage besitze«, ließen die Beamten nach »eingehenden Erhebungen und Beobachtungen« erst fallen, als Brecht die Schweiz schon wieder verlas-sen hatte: »Hinsichtlich der vermuteten Sendeanlage er-gaben die Erhebungen, daß diese Vermutung einem be-langlosen Gespräch eines Dienstmädchens entsprang. Bertolt Brecht (...) lebt heute in Berlin.« (6. Mai 1949) Wahrscheinlich hatte Brecht mit Freunden bisweilen einfach Radio gehört – womöglich ausländische Sender, die wegen schlechten Empfangs noch gehörig piepsten und jaulten ...

Brecht wäre eigentlich gern noch etwas länger in Zü-richt geblieben, um von dort aus seine Arbeit in Deutsch-land zu planen, ähnlich wie es Thomas Mann tat. Aber Rückreisevisa wurden ihm von der Schweiz immer erst nach zähen Bemühungen erteilt. Der Historiker und so-zialdemokratische Parlamentarier Valentin Gitermann, der sich wiederholt für Brecht einsetzte, hielt am 8. April 1949 in einer Eingabe an die Bundesanwaltschaft fest: »Herr Brecht beklagt sich, daß ihm daraus die aller-größten geistigen und materiellen Nachteile erwachsen würden. Er müßte sich dann in Deutschland in der west-lichen oder östlichen Zone niederlassen, und dann wür-

den seine Werke in der andern Zone verboten werden. Er lege aber größten Wert darauf, beiden Zonen gegenüber unabhängig zu bleiben. Er wolle, nach wie vor, sich mit seinen Werken im Sinne dieser Unabhängigkeit an das ganze deutsche Volk wenden können. Es widerstrebe ihm überdies, sich um Wiederherstellung seines deutschen Bürgerrechts zu bemühen, solange es keine deutsche Regierung gebe.«

Doch die Schweizerische Bundesanwaltschaft hatte ihre eigenen Vorstellungen von Kulturpolitik, mochten die Aufführungen von Brechts Stücken am Zürcher Schauspielhaus beklatscht werden oder nicht: »Aus politisch-polizeilichen Gründen sind wir interessiert, daß Brecht so bald als möglich die Schweiz wieder verlassen muß«, ließ die Bundesanwaltschaft die Eidgenössische Polizeiabteilung, welche der Fremdenpolizei vorstand, schon am 24. Mai 1948 wissen und wiederholte dies am 29. März 1949 gegenüber der Fremdenpolizei selbst mit entsprechend wenig Sprachgefühl auch nochmals direkt: »Nach wie vor sind wir daran interessiert, wenn Brecht die Schweiz so bald als möglich verlassen muß.« Österreich, das sich nicht lumpen ließ und den nachträglichen Aufschrei der Kalten Krieger in Kauf nahm, gewährte Brecht 1951 die Staatsbürgerschaft.

Der innenpolitische Kalte Krieg endete auch in der Schweiz 1989, im Jahr des Falls der Berliner Mauer. Eine parlamentarische Untersuchungskommission entdeckte bei der Schweizerischen Bundesanwaltschaft und ihrem Arm, der Politischen Polizei, zufällig Hunderttausende von Überwachungskarten und Dossiers. Akribisch waren da die jahrzehntelang gegen die Bevölke-

rung angewandten geheimen Staats- und Polizeimethoden festgehalten. Nun befinden sie sich im Schweizerischen Bundesarchiv und stehen auf Einzelanfrage der Forschung zur Verfügung.

Verteidigungsmittel, die eingesetzt werden, um die Bevölkerung nach außen hin zu schützen, mutieren häufig zu Herrschaftsinstrumenten gegen innen, bevor sie dann als bestaunte Ausgeburten des Geistes im historischen Museum landen.

## LANDSCHAFTEN, TÄUSCHUNGEN UND FOSSILE

Die Schweizer Berge, die Brecht von der Wohnung in Feldmeilen aus sah, hatten übrigens kaum sein Interesse zu wecken vermocht, wie Max Frisch einmal nach einer Schwimmpartie mit ihm und Brechts Frau, Helene Weigel, feststellte: »(...) zum schwarzen Kaffee setzten wir uns endlich in seinen Arbeitsraum, der ein schönes Fenster gegen den See und die Alpen hat, die für Brecht allerdings nicht in Betracht kommen (...).«

Auch der bei anderer Gelegenheit zu Besuch weilende Günther Weisenborn bestätigt dies: »Wir sehen über dem blauen Zürichsee in der Ferne die weiße Alpenkette im Aprillicht sich erheben und diskutieren über Spannung, über Verfremdungseffekte und über epische und ortlose Dramaturgie. Seine Argumente kommen mit einer Präzision, die langes Nachdenken verrät. Man finde in seinem Gesamtwerk keine Naturschilderung, meint er einmal.«

Die Schweizer Landschaft bildet eine nicht abreißende Kette schweizerischer Selbstmißverständnisse und Illusionen.

In seiner 1804 erschienenen *Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen*, riet der Reiseschriftsteller und Naturforscher Johann Gottfried Ebel (1764–1830), ein zuerst nach Paris und

dann in die Schweiz emigrierter deutscher »Doktor der Medicin«, bei Bergwanderungen Trauerflor mitzunehmen. Dieser dünne, durchsichtige Schleier vor dem Gesicht diene als »Mittel gegen die von der Reflexion der Sonnenstrahlen auf dem Schnee entstandnen Schmerzen«: »Man trage ein Stück schwarzen oder grünen Flor bey sich, um es vor die Augen zu binden, wenn man viele Stunden über Schnee gehen muß«, »die Blendung« sei »fast unerträglich, wenn die Sonne scheint«.

Für den Anblick der Berge wurde gelitten. Gustave Flaubert schrieb seinem meist im Ausland lebenden russischen Schriftstellerfreund Ivan Turgenev am 2. Juli 1874 von der Rigi in der Schweiz, daß es »grauenhaft heiß« sei: »(...) die in ihre Zimmer eingeschperrten Reisenden schwitzen und trinken. (...) Die Bedienten (...) sind tadellos gekleidet: schwarzer Frack ab 7 Uhr morgens; und da sie sehr zahlreich sind, hat man den Eindruck, als würde man von einem Volk von Notaren oder von zahlreichen Gästen einer Beerdigung bedient: man denkt an seine eigene, das ist lustig.«

Mit ihren Kühen gibt sich die Schweiz seit jeher ein friedliches Gesicht. Ihre andere, aggressivere Natur leugnet sie, so wie die Stiere, die der gierigen Hormone wegen uneinsichtig sind und nur Ärger machen, in der Landschaft kaum mehr auftauchen. Als Kuhland gibt sich, was nicht als grimmige, unfreundliche Stiernation erkannt werden will. Gleich wie sich die Kühe in einer helvetischen Variante der unbefleckten Empfängnis Gras fressend fortzupflanzen scheinen, vermehrt sich auch der schweizerische Reichtum für das Auge wie von selbst, ohne Sünde.

Der Exildeutsche Ebel, der seine Arztpraxis in Frankfurt am Main wegen der Übersetzung revolutionärer Texte hatte aufgeben müssen, schrieb 1798 in einem anderen Werk mit dem Titel *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz* zwar, »die Kuh im Appenzeller-Lande genießt mehr Achtung (...) und befindet sich glücklicher als Millionen Menschen Europas, welche unter dem Prügel und der Knute ihr Leben verfluchen«, allerdings meinte er auch, die Sennen sorgten besser für das Vieh als für die eigenen Frauen.

Ebel, der die Schweiz mit ihren »Gebirgsvölkern« wie einer jener Ethnologen bereist hatte, die zur selben Zeit seltsame Gebräuche in der Südsee notierten, erwähnte in seiner *Anleitung, (...) die Schweiz zu bereisen* noch eine andere Besonderheit: »In manchen Gegenden sind die Alpenbewohner äußerst mißtrauisch auf jeden Reisenden, den sie *zeichnen* sehen, welches sie das Land *abreißen* nennen. Wo man das bemerkt, unterlasse man es sogleich, um sich keinem Verdruß auszusetzen.«

Ebel hatte die Geschichte der argwöhnischen Bergler vermutlich vom Zürcher Geologen und Wasseringenieur Hans Conrad Escher von der Linth (1767–1823) gehört, mit dem er befreundet war und der die Alpen wie nur wenige erwandert hatte. Mit seinen vor Ort gezeichneten Alpenpanoramen erlangte Escher Berühmtheit. Die Gebirge erschienen schon als ängstlich zu behütendes Kapital, als sie sich noch kaum rechneten.

Dabei war noch nicht einmal klar, was die Alpen überhaupt ihrer Natur nach waren. Ihre Entstehungsgeschichte war Gegenstand leidenschaftlicher Diskussionen. Phantastische Vorstellungen kursierten über die

Fossile, die da und dort zum Vorschein kamen – diese seltsamen, in den Fels gepreßten vorweltlichen Tiere. Kein Geringerer als Johann Erzherzog von Österreich stellte damals Hans Conrad Escher von der Linth die Frage, ob die Gebirge mit ihren merkwürdigen versteinerten Tieren nicht von einer Kollision der Erde mit einem fremden Stern herrührten. Escher antwortete im September 1816: »Euer kays. Hoheit geben mir in dero verehrten Zuschrift vom 11. Jul. eine wichtige Frag zu berathen. Ob nicht ein Theil unsrer Gebirgslager mit den Versteinerungen der unsre Erde (anscheinend) frömbden Geschöpfen von einem andern Weltkörper herrühren könnte, der sich mit dem unsrigen verband und durch die Rotationskraft in noch weichem Zustande sich allmählig über unsern ältern Erdkern hinlagerte? Wenn wir diese Hypothese annähmen, so würden uns Rätzel verschiedener Art auf einmal gelöst (...). Aber wir sahen nirgends im Universum solche Vereinigungen oder Zusammenschmelzungen verschiedner Körper. (...) Überdies sind wir noch so wenig weit vorgeükt in der Kentnis der Erdrinde und der Kräfte, die auf ihre allmählige Ausbildung gewirkt haben mögen, daß wir, wie mir scheint, noch lange nicht berechtigt sind, zu außerordentlichen Einwirkungen unsre Zuflucht zu nehmen (...).« In den Naturwissenschaften wird die Anfälligkeit des Denkens für Fiktionen und Mythen oft viel deutlicher als in Politik und Geschichte.

Die touristische Entdeckung der Berge erfolgte, nebenbei bemerkt, zeitgleich mit jener der Meeresküsten. Strände und Gebirgsspitzen dienten den Reichen aus den Städten gleichermaßen zur Fernsicht – als gigan-

tischer natürlicher Fernsehapparat sozusagen. Nur Opernbühnen und Spiegel vermochten die Menschen damals noch anhaltender zu fesseln.

Über die Rigi und die Aussicht in ihre Abgründe schrieb Victor Hugo 1890: »Ich legte mich auf dem Bauch an den Rand einer Felskante, und ich schob den Kopf vor, um mit dem Blick im Abgrund zu wühlen (...). Diese Berge sind tatsächlich Wellen, aber Riesenwellen. Sie haben alle Formen des Meeres, es gibt grüne und dunkle Wogen in Gestalt von Tannen bedeckten Kuppen, blonde und steinige Brecher aus Hängen von durch Flechten vergoldetem Granit und auf den höchsten Auf-türmungen zerreißt der Schnee und fällt zersplittert in die schwarzen Schluchten, wie es die Gischt tut. Man glaubt, einen ungeheuren Ozean mitten in einem Sturm erstarrt zu sehen (...).«

Aus schweizerischer Perspektive erschienen die Gebirge als Bollwerke gegen das Fremde, und nur die Ironie der Geschichte machte im Tourismus daraus einen Anziehungspunkt für eben diese Fremden. Noch Jeremias Gotthelf hatte in seinem 1846 erschienenen, betont antiliberalen Roman *Jakobs des Handwerksge-sellen Wanderungen durch die Schweiz* von den Schneebergen als den »schneeigten eigentlichen Schweizerburgen« gesprochen.

## VERGLETSCHERUNG

**E**in Land, in dem jeden Winter Schnee- und Gletschermassen zu Tale stürzen, weiß eigentlich, was ein Lawineneffekt ist. Ein falscher Fußtritt, und die Flut unabweisbarer eisiger Tatsachen reißt sich los. Lange Aufgestautes bricht sich plötzlich über alle Widerstände hinweg Bahn.

Historische Zeit ist ein seltsames Gebilde. Während die deutsche Zeit einer ordentlich gefalteten Serviette gleicht, in der die Epochen unter dem Bügeleisen der Geschichte sauber gewendet und ausgestrichen werden, und die französische einer Artischocke ähnlich sieht, die kunstvoll entblättert werden will, bis sie ihr Innerstes preisgibt, neigt die Zeit in der Schweiz wie das heiß-tropfende Weißwein-Käse-Nationalgericht Fondue zur Klumpenbildung. Mehlig setzt sich die Geschichte zu unverdaulichen Brocken fest, ehe sie anbrennt. Frühwarnsysteme gibt es zwar auch hierzulande, aber wenn der Zeiger ausschlägt und irgendwer die Nase zu rümpfen beginnt, wird viel eher angenommen, daß dieses fragliche Anzeigergerät oder des Betreffenden Geruchs-sinn einer Täuschung unterliegt, als daß ein wirkliches Problem besteht.

»Wer einen chimärischen Genuß, eine chimärische Hoffnung raubt, bewirkt dasselbe Übel, als wenn er wirklichen Genuß, eine wirkliche Hoffnung raubte«, schrieb Jeremy Bentham in seinen 1833 auf deutsch ver-

öffentlichten *Principien der Gesezgebung*. Eingebildetes gutes Gewissen verleiht schweizerischem Glück die lichtscheue, kühle Glätte von Eis.

Als 1762 die Ökonomische Gesellschaft in Bern in einem der damals beliebten Preisausschreiben einen Fragebogen verschickte, auf der die aufklärerische gelehrte Vereinigung auch zu wissen wünschte, »welches Volk jemals am glücklichsten gewesen ist«, schrieb Jean-Jacques Rousseau in seiner fragmentarisch gebliebenen Antwort sehr schweizerisch, »daß diejenige Nation am glücklichsten ist, welche am leichtesten auf alle anderen verzichten kann, und daß die wohlhabendste jene ist, auf welche die anderen am wenigsten verzichten können«.

Plato hat in seinem Buch *Der Staat* den Beweis zu erbringen versucht, daß nur wer gerecht sei, glücklich lebe, wer sich ungerecht verhalte, aber elend leben müsse. Friedrich Nietzsche, der mit seiner bekannten Boshaftigkeit versuchte, Plato zu widerlegen, hielt dagegen: »Die Tugend gibt nur denen Glück und eine Art Seligkeit, welche den guten Glauben an ihre Tugend haben«, es sei ein »Aberglaube, daß das Glück mit der Wahrheit verbunden sei«. Platos Argument war, daß auch die vollkommenste Ungerechtigkeit notwendig an Grenzen stoße, weil es ihr »Werk« sei, »Haß hervorzubringen«, wo immer sie herrsche, nicht zuletzt in Form von »Zwietracht und Streitigkeiten« unter den Ungerechten selbst. Noch wenn es sich dabei nur um eine einzige Person handle, die Unrecht täte, würde dieses Unrecht die Person auf die Länge »mit sich selbst« verfeinden und der sich bildende »Zwiespalt« sie »unfähig machen, et-

was auszurichten«. Deshalb seien auch Ungerechte gezwungen, so lautete die Schlußfolgerung Platos, »noch etwas Gerechtigkeit« in sich zu bewahren, zumindest einen letzten Restbestand, der sie dazu bewege, »nicht auch einander Unrecht zu tun wie denen, gegen welche sie ungerecht vorgehen«.

»Schande« sei »ein soziales Gefühl par excellence«, schreibt Claude Lévi-Strauss in seiner *Strukturalen Anthropologie*.

Im Zug auf einer Nebenstrecke von Burgdorf nach Solothurn bemerke ich an einem Samstag am Rand des Dorfes Gerlafingen auf einer weiten gemähten Wiese verteilt stehende Männer mit an Stielen befestigten Holzbrettern bei einem altschweizerischen Nationalsport, dem »Hornussen«. Es ist ein klarer, fröhlicher heißer Maitag, am blauen Himmel hängen nur in der Ferne ein paar Federwolken. Den Mann, der mit einer langen Rute den auf einer Schiene plazierten kleinen Schlagkörper ins Feld hinaus katapultiert, wo ihn die andern dann abzufangen suchen, bekomme ich nicht zu sehen. Auf den übrigen Wiesen steht das Gras schon hoch. Wenn die Zeit kommt, es zu schneiden und in der Sonne zu trocknen – als lagerfähiges Winterfutter für die Kühe –, dann durchzieht nachts ein beinahe süchtig machender Duft die Luft.

Kurz vor Solothurn ragt im Garten vor einem Häuschen eine Fahnenstange auf. Ohne Anlaß hängt daran die Schweizer Flagge, das weiße Kreuz auf rotem Grund. Da hat einer täglich was an seiner Nationalität zu feiern.

Ich sitze am Bahnhof Steinhof in einem Außenquartier von Burgdorf und warte auf den Zug nach Langnau im Emmental. Mit einem beruhigend klingenden Warnsignal senkt sich an der fast verkehrsfreien Straße die Barriere, und in diesem Augenblick sehe ich sie vor mir: die Schweiz als Miniaturgebilde, als Modelleisenbahnanlage. Alles liebevoll hergerichtet und sauber gehalten, gehegt und gepflegt, aber zu grün, zu schön, zu beschaulich, um wahr zu sein. Sie kann nur das pedantisch-überzogene Abbild von etwas sein, das in Wirklichkeit ganz anders aussieht. Oder womöglich ist die Schweiz die Scheinwelt, zu der es überhaupt niemals ein Original gegeben hat. Anders als eine uneingelöste Wunschvorstellung oder Utopie ist sie Gestalt gewordenes Museum ausgetriebener Träume und Phantasien, ein Abwesenheitsparadies leergedachter Wünsche, wo nur die Vorstellungen gegenständlich werden dürfen, die sich selbst als hinlänglich fraglos erwiesen haben, um den Schein der perfekten Ordnung zu bestätigen.

Die Schweiz als lebendes Uhrwerk, eine Welt, in der es zu gefährlich ist, sich außer Fehlerlosigkeit noch etwas anderes zu wünschen. Lieber nichts tun, als es verkehrt zu machen, lieber klein und unwirklich als groß und unperfekt, so wünscht sich die Schweiz ihre Welt.

Die *Emmentaler Nachrichten*, die es längst nicht mehr gibt, galten im Krieg als »deutschgesinnt«. Überhaupt waren viele Schweizer Bauern Anfechtungen ausgesetzt. Ihr Anführer, der langjährige Sekretär des Schweizerischen Bauernverbandes Ernst Laur, schrieb im April 1934 auf der ersten Seite des offiziellen Monatsblatts,

der *Schweizerischen Bauernzeitung*: »Die Erfahrungen in Deutschland zeigen, daß man auch auf dem Boden des Faschismus gute Bauernpolitik treiben kann. Die Erhaltung des Bauernstandes ist schließlich wichtiger als die Erhaltung der Demokratie.« Die sozialdemokratische Zeitung *Berner Tagwacht* vermerkte am 28. Juli 1941, »Laurs Beziehungen zum faschistischen Agrarinstitut in Rom« seien »bekannt genug«.

Seither hat sich manches gewandelt bei den Bauern, auch im Emmental. Nicht einmal die Kuhmilch ist mehr heilig, und alle Welt spricht von Laktose-Unverträglichkeit, die Ursache für Verdauungsstörungen sein kann und in Europa ein deutliches Nord-Süd-Gefälle aufweist. Es ist noch nicht so lange her, da exportierten die humanitären Behörden der Schweiz in Hungergebiete Afrikas, ohne groß nachzudenken, tonnenweise Milchpulver und ebneten damit auch gleich einem Nahrungsmittelmulti, der Müttern das Stillen abgewöhnen wollte, sein unverdauliches Geschäft.

In den Lagerkellern der großen Käsefabriken besorgen unterdessen Roboter das wöchentliche Wenden, Bürsten und Salzen der riesigen Käselaibe. Auch die stämmigsten Käsereiarbeiter hatten vom Gewicht der Emmentaler, welche der Form nach die größten und schwersten überhaupt sind, im Alter Rückenprobleme. Nur weil früher in Europa der Zoll für den Exportschlager Emmentaler nach Stückzahl berechnet wurde, sind die Käselaibe einst so groß gemacht worden, lese ich in Jeremias Gotthelfs 1850 erschienenem Roman *Die Käserei in der Vehfreude*. Aus Traditionsgründen ist das riesige Schummel-Format beibehalten worden.

Aus dem Berner Oberland stammt eine sehr bezeichnende Sage über vertanes Glück. Sie reiht sich ein in eine lange Tradition von Schweizer Geschichten über Hochmut und Respektlosigkeit. Wo heute eine von Felsen und Eismassen bedeckte Wüste sei, habe vor langer Zeit eine mit Blumen übersäte Alp dem Sennen und der Sennerin, seiner Frau, das schönste und üppigste Leben gewährt. Dieses Glück nahmen die beiden als so selbstverständlich hin, daß ihnen bald nur noch Hartherzigkeit und Größenwahn Abwechslung zu bieten schienen. Während sie armen Bittstellerinnen und Bittstellern nur mit Verachtung begegneten und sie mit Körben voller Mist bewarfen, bauten sie sich selbst vom tiefen Tal bis in die himmlischen Höhen ihrer Alp eine Treppe aus lauter goldgelb schimmernden Käseläiben, auf der sie, ohne einen Fuß in den Schmutz zu setzen, herauf- und herunterspazierten. Als aber einmal die Fee, welcher diese reichen, blumigen Wiesen gehörten, vor der Tür des Sennen und der Sennerin erschien, um ihren Anteil in Gestalt einer bescheidenen Mahlzeit zu erbitten, da sie hungrig sei, wurde sie von den beiden mit Spott übergossen, und der Tisch wurde ihr auf dem Misthaufen gedeckt. Statt Milch und Käse bekam sie nur Hohn und Unflat vorgesetzt. Nicht einmal ein Stuhl wurde ihr angeboten. Da verwünschte die Fee die blühende Alp, und augenblicklich verdunkelten Schnee, Eis und Fels das kleine Paradies. Noch heute, so weiß die Sage zu berichten, seien auf der Blümlisalp unter dem Eis manchmal die jammernden Stimmen des hochmütigen Paares zu vernehmen.

»Wohlstand« heiße, so erläutert mir in Zürich der Wirtschaftshistoriker Hansjörg Siegenthaler, »ein breites

Spektrum von Optionen zu haben.« Die Schweiz sei eine »Wohlstandsregion«, selbst wenn sie, mit anderen reichen Regionen etwa in Deutschland verglichen, nicht mehr so herausrage. Siegenthaler, der sich intensiv mit den wirtschaftlichen Bedingungen von »Orientierungskrisen« befaßt hat, erklärt mir, die Leistungsfähigkeit einer Ökonomie sei in hohem Maße davon abhängig, daß Leute »reflektiert entscheiden« und daß »genügend Denkwiderstände aufgebaut werden«, um zum Scheitern verurteilte Konzepte »rechtzeitig wieder loszuwerden«.

»Denkwiderständen« spricht er eine kreative, nicht eine destruktive Funktion zu: »Die beste Chance, seine Irrtümer wieder abzuschütteln«, liege darin, sich die »Mühe« zu machen und die »Gelegenheit« zu ergreifen, »Gespräche zu führen, die sich nicht an die engeren Grenzen der eigenen Organisation oder der eigenen sozialen Formation halten, sondern wirklich die Grenzen überschreiten«.

Es ist nicht die erste Bewußtseinskrise und wird auch nicht die letzte sein, die die Schweiz derzeit durchlebt, aber sie geht tief. Den Wandel zu verhindern und den Status quo zu bewahren verschlingt hierzulande mehr Energie, als je erforderlich wäre, um Bewegung und neue Erfahrungen zuzulassen. Karl Marx, der deutsche exilierte Philosoph, schrieb im Vorwort zum *Kapital*, daß die »Gesellschaft kein fester Kristall, sondern ein umwandlungsfähiger und beständig im Prozeß der Umwandlung begriffener Organismus ist«, doch immer wieder wirken weite Teile des schweizerischen politischen Lebens wie eingefroren.

Oft genug scheint überdies in der Schweiz die eine Hand nicht zu wissen, was die andere tut, und macht es den Eindruck, als sei auch der Kopf, falls es einen gäbe, ganz woanders beschäftigt. Im Jahr 1891, als die Eidgenossenschaft sich anschickte, mit dem 1. August und dem mythischen Anfangsdatum 1291 der damals aus innenpolitischen Gründen lädierten schweizerischen Seele einen schmerzstillenden Eisbeutel aufzulegen, unternahm die elektrotechnische Abteilung der Maschinenfabrik Oerlikon bei Zürich zusammen mit der deutschen AEG auch das erste große, weltweit beachtete Übertragungsexperiment von elektrischem Starkstrom über lange Distanzen zwischen Lauffen am Neckar und Frankfurt am Main, das »als Hauptattraktion« der internationalen Elektrotechnischen Ausstellung in Frankfurt neue, zukunftsweisende Standards setzte, wie der Technikhistoriker David Gugerli in seinem Buch *Redeströme* schildert. Spätestens 1888 galt für den jungen Schweizer Ingenieur Charles Brown die Umwandlung der schweizerischen Wasserkräfte in Strom als Arbeitsgebiet der Zukunft, und damit wurden die von der Geschichtsfolklore mythisierten Schweizer Berge einer neuen Bestimmung übergeben.

Diese Bewußtseinsspaltung, dieses Oszillieren zwischen ersehnter Modernität und selbstauerlegter Zurückgebliebenheit, dieses Nebeneinander von Stagnation und innovativer Dynamik, scheint beinahe konstitutiv für die sprichwörtliche, von Einzelpersonen völlig unabhängige, auf Tiefkühltemperatur eingepegelte schweizerische Stabilität zu sein.

Es ist, als wäre die nostalgische Gedankenverlorenheit Teil einer perfekten Tarnung der schweizerischen Ge-

sellschaft vor sich selbst und eine immer wieder von neuem willkommen geheißen Flucht vor der eigenen Gegenwart. Das Politische als Begegnungsfeld von archaischem Fühlen und wertneutralem Gewinn- und Fortschrittsdenken, dem sich zwischen Alphorn und Generatorenlärm als meist überstimmte dritte Kraft die Parteien des Gewissens hinzugesellen, gleicht deshalb nur allzuoft einem Dialog von Gehörlosen. Der irrlich-ternde, von globalen Geld- und Materieströmen durchzogene hohe Himmel des grenzüberschreitenden Konzerns Schweiz und das enge, politisch vergletscherte schweizerische Seelental berühren sich im virtuellen Stillstand der Hirnströme bei der Alpenmeditation. Da wird die kleinstaatlich-isolationistische Machtpolitik kristallen – zum Gemurmel kaum mehr ansprech- und wiederbelebbarer Eismumien.

# ABWEHRKÄMPFE

Schon allein um nicht meinerseits in Angst vor dem durch die Geschichtsdebatten vergraulten Teil der Bevölkerung zu geraten, der mit brandgefährlichen Beiträgen in den Leserbriefspalten nach passenden Sündenböcken Ausschau hält, begeben sich mich Anfang Mai nach vorheriger schriftlicher Anmeldung an die Jahresversammlung jenes streitbaren Volkstribuns, der wie kein zweiter die Hoffnungen vieler geschichtsmüde Gewordener auf ein Anhalten der Historie verkörpert. Mit der Aktion *Unabhängige Schweiz* hat er sich ein ganz auf sich selbst zugeschnittenes Kampfinstrument geschaffen, das er immer dann einsetzt, wenn sich die Partei, der er angehört und die er nicht völlig beherrschen kann, seinem Kurs verweigert.

Ich setze mich absichtlich nicht an den Pressetisch, sondern nehme auf einer zuhinterst an der Rückwand des Saals aufgestellten Sitzreihe für Zuspätgekommene Platz, die die längs gestellten Tischreihen mit den ordentlichen Mitgliedern abschließt. Von den vollbesetzten Emporen herab hängen sämtliche Kantonsflaggen. Im Theatersaal des Berner Hotels »National«, wo die Versammlung stattfindet, hat die Regie aus dem Schnürboden auch ein riesiges Bühnenbild mit Bergen und Alpwiesen geholt und nach allen Regeln der Kunst ausgeleuchtet. Am meisten beeindruckt bin ich von einer Frau unweit von mir, die vielleicht um die fünfundfünfzig sein mag und dem populistischen Politiker wäh-

rend seiner Rede mit geschlossenen Augen zuhört und nur dann und wann, ohne die Augen zu öffnen, zustimmend nickt. Sie hat langes helles Haar und weist keineswegs die Gesichtszüge einer Verbitterten auf.

In den Pausen werden Kaffee und in einem Korb aufgeschnittener Butterzopf gereicht. Auf der Bühne spielen hinter den Repräsentanten der Organisation Alphornbläser aus dem Wallis.

Mit nicht geringem Stolz verkündet der Volkstribun die neuesten Mitgliederzahlen und die Höhe des Vermögens in der Kriegskasse, mit der die in fast allen Gemeinden und Städten der Schweiz vertretenen Mitglieder bei Abstimmungen auch in Zukunft alle Regierungsvorlagen und Initiativen, die in Richtung Öffnung des Landes nach außen zielen, bekämpfen wollen.

Erschüttert darüber, daß sich die Versammelten wirklich auch gefühlsmäßig tief überzeugt davon zeigen, die »Unabhängigkeit« ihres Landes sei selbst durch den Beitritt zur UNO akut bedroht und die Schweiz, die sie lieben, würde durch jedwede Angliederung an die Europäische Union weggegeben, verlasse ich die Versammlung gegen Mittag wieder, ohne von dem Zopf und dem Kaffee gekostet zu haben. Schon aus Betretenheit. Denn ich trug meinen Presseausweis gut sichtbar auf der Brust, und hätte mich die bei derlei Anlässen zum stehenden Repertoire gehörende Medienschelte von der Rednerbühne her nicht bereits abgeschreckt, so doch die forschenden Blicke mancher Besucherinnen und Besucher, die an mir nach einem äußeren Anzeichen für die angeprangerte Bosheit der Presseleute suchten und – oder bilde ich mir das nur ein – beinahe mit Erleichterung zu registrieren schienen, daß ich nicht auch nach

einem Stück dieses duftenden Brotes griff. Unerwünschtsein wirkt gerade auf den Magen wie ein starkes elektromagnetisches Feld, und es kostet nicht viel Überwindung zu verzichten.

Es mutete gespenstisch an, daß im »reichsten Land der Welt« Leute so spürbar das Gefühl zum Ausdruck bringen, womöglich zu kurz zu kommen, wenn sie sich vor der im großen weiten Ausland lebenden gierigen übrigen Welt nicht in acht nehmen.

Die Alphörner vom Hotel National gehen mir nicht mehr aus dem Kopf. Die Sennenmusikanten haben mir leid getan. Sie glichen vor der gemalten Alpenlandschaft etwas zu klein geratenen, kunstvoll geschnitzten Holzfiguren in einem riesigen Puppenstall. Hinter dem Volkstribun, von dem bekannt ist, daß er als Besitzer eines ganz ohne Umstände selbstverständlich weltweit agierenden Chemieunternehmens ein Milliardenvermögen erwirtschaftet hat, wirkten die Alphornbläser wie eingeschüchtertes Lebendspielzeug in den Händen eines nie erwachsen gewordenen, großen zornigen Jungen. Sie schienen zu wissen, daß er sie schon im nächsten Augenblick achtlos in eine Ecke schleudern könnte.

Als juristischer Berater und einfacher Geschäftsführer, so heißt es, habe er den Erben des einst im Krieg mit öffentlichen Subventionen und deutschen Patenten gegründeten Unternehmens vor Jahrzehnten weisgemacht, der Firma gehe es nicht sehr gut und er würde sie an ihrer Stelle verkaufen, was sie dann auch taten, ohne zu wissen, daß er sich hintenherum das gute Stück mit damals noch leicht zu findenden Bankkrediten selbst unter den Nagel riß. Auch als Politiker versteht sich der

launenhafte Schmeichler und Zauberkünstler darauf, andere, ehe sie sich versehen, zum Narren zu machen. Erst schlechtreden, dann in die eigene Tasche stecken, das ist sein großer Trick, vielleicht auch sein einziger. Da er kein gutes Haar an der Regierung und den Parteien läßt und sich nur dem schattenhaft beschworenen, heiß umworbenen wahl- und abstimmungsberechtigten Volk verpflichtet fühlt, würde er am Ende wohl gern Schweizer König werden und denkt in seinem verträumten Spiel über nichts schärfer nach, als bei welcher Märchenbank er wohl für diesen Coup den nötigen Kredit bekäme. »Es gibt keine Torheit«, schreibt Rousseau in *Emile*, »von der ein vernünftiger Mensch nicht geheilt werden könnte, außer der Eitelkeit; wenn es etwas gibt, das sie mildern kann, dann nur die Erfahrung (...).«

Diese Alphörner! Eine Bekannte von mir, die Alphorn spielt, lebt in einer großen Schweizer Stadt und ist zufällig gebürtige Deutsche. Sie erzählt mir, daß ihr das sehr imponiert hat, wenn auf großen Wanderungen in den Bergen, wo weit und breit keine Menschen mehr zu sehen sind, plötzlich von irgendwoher der Klang eines Alphorns erschallt: »Das hat so was von Weite, von Wissen, da ist jemand, aber ganz entfernt, von Nicht-Alleinsein und doch Alleinsein, so was Wehmütiges, Sehnsüchtiges, auch etwas sehr Beruhigendes und sehr Lustiges.«

Dort, wo ich zur Zeit im Emmental in einer ehemaligen Käsefabrik ein Atelier habe – eine knappe Viertelstunde Zugfahrt von Bern entfernt –, fahre ich einmal pro Woche, von der Tennishalle kommend, mit dem Rad am Restaurant Steinhof vorbei und höre jeweils aus dem offenen Fenster im ersten Stock Männer und Frauen zum

Teil mehrstimmig jodeln. Manchmal bleibe ich einen Moment stehen. Immer zur selben Zeit finden sie sich dort in einem Saal zur wöchentlichen Chorprobe ein.

Musizieren war vor allem in den protestantischen Kantonen lange starken Einschränkungen unterworfen. Strenge Sittenkontrolle der Obrigkeit hat Freches während Jahrhunderten zu verhindern und zu verbannen verstanden. Das gab der Schweizer Volksmusik dieses Ätherisch-Spröde und Klagende. Alle Sozialkritik verflüchtigte sich in die ans Herz greifenden Obertöne. Aber es geht tatsächlich eine große Ruhe von dieser Musik aus. Sie hat etwas stark Meditatives.

Die ermahnenden Worte Jean-Jacques Rousseaus klingen auch gleich wieder an: »(...) wer kein Vaterland hat, hat zumindest eine Heimat«, schreibt er im Erziehungsroman *Emile*: »(...) wo ist der rechtschaffene Mensch, der seiner Heimat nichts schuldet? (...) Sage also nicht: was kümmert es mich, wo ich bin? Es ist wichtig für dich, da zu sein, wo du alle Pflichten erfüllen kannst; und eine dieser Pflichten ist die Anhänglichkeit an deinen Geburtsort. Deine Landsleute schützten dich als Kind, du mußt sie als Erwachsener lieben. Du mußt mit ihnen leben oder zumindest irgendwo, von wo aus du ihnen, soviel wie du nur eben kannst, von Nutzen bist, und wo sie dich erreichen können, sollten sie jemals deiner bedürfen.«

Aber wie steht es heute um dieses Heimatland? Auch wenn »Heimat« besser tönt als »national-befreites Gebiet«, hat dieser Begriff für mich denselben Schönheitsfehler der Ausschließlichkeit, und die mitgemeinte Gegenüberstellung der »Fremde« als wesensmäßiger Nicht-Heimat wirkt unaufhebbar schroff. Wer sich auf seine Heimat beruft und von Fremden redet, kann

schon im nächsten Satz »nach Hause schicken« und »ausschaffen«, »abschieben«, sagen.

Eine andere Form des traditionellen Hirtengesangs bildete der sogenannte Kuhreihen. Dieses einstimmige, an gregorianischen Gesang erinnernde Arbeitslied, so wird mir im Schweizerischen Zentrum für Volksmusik in Burgdorf erklärt, diente dem Sennen zum abendlichen Eintreiben der Kühe. Auch Alphornklänge hätten übrigens diese beschwichtigende Wirkung auf Kühe.

Kuhreihenmelodien waren eng verbunden mit der sonderbaren Heimwehkrankheit, die eidgenössische Söldner in fremden Diensten auf den Schlachtfeldern manchmal ebenso überraschend wie verhängnisvoll überfiel. Bereits 1688 ging Johannes Hofer an der Universität Basel diesem Sachverhalt in seiner *Dissertatio medica de nostalgia, oder Heimwehe* nach, und Jean-Jacques Rousseau erläuterte der Pariser Salongesellschaft in seinem 1768 erschienenen *Dictionnaire de musique*, daß es den eidgenössischen Söldnern bei Todesstrafe verboten gewesen sei, diese Hirtenweise anzustimmen, »weil sie jene, die sie hörten, in Tränen ausbrechen, desertieren oder sterben ließ«. Ihre Gesinnung und das, was ihnen eigentlich teuer war, haben die Eidgenossen als Söldner schon sehr früh an die Meistbietenden verkauft.

Wären die diffusen Abwehrreaktionen vieler Stimmbürgerinnen und Stimmbürger gegen alles, was mit Öffnung des Landes nach außen zu tun hat, am Ende ein im voraus empfundenes Heimweh? Glauben sie womöglich, durch das Fallen der Grenzen plötzlich mitten in der fremden Welt zu stehen und sich selbst zu verlieren? Weil sie da draußen doch niemand liebe?

Schon jetzt wünschen sich viele Schweizerinnen und Schweizer nichts so sehnlich zurück, als wieder wie im Krieg die Soldaten an die Grenzen zu stellen. Zur Abwehr aller »dahergelaufenen« Fremden.

Flüchtlinge? In der Heimweh-Schweiz ist die Flucht von zu Hause weg das Unverständlichste, was es überhaupt gibt. Die traditionell schweizerische Seele kann sich nur vorstellen, aus der Nicht-Heimat in die Heimat zurückzuziehen. Allerdings gibt es auch noch andere Seelen in der Schweiz – bei der Gruppe »augenauf« in Zürich zum Beispiel, um nur eine der engagiertesten Organisationen zu nennen, die Ansprechstellen für Exilierte aus aller Welt sind und die zahlreichen Übergriffe und Menschenrechtsverletzungen in der Abschiebehafte und beim »Stillstellen« der weggeschafften Ungeliebten und Unerwünschten regelmäßig in die Presse bringen. Nicht verlernt, die Augen aufzuhalten, hat die Schriftstellerin Afra Weidmann, die aus den Bergen kommt und darüber mit hintergründigem Witz Gedichte geschrieben hat.

Der Neo-Nationalismus stellt eine längst totgeglaubte Grenzpfahl-Religion dar, die die Menschen untereinander in bewußt künstlicher, manchmal kalkuliert tödlicher Distanz hält. Das spüre ich, als ich einen Nachmittag lang in ihrer Wohnung Zeuge werde, wieviel sie und andere ihresgleichen tun und wie unendlich viel mehr es noch zu tun gäbe, damit diese von weither stammenden Menschen in der Kühle unseres Landes nicht genau denselben Depressionen anheimfallen, die wir in Gestalt des Heimwehs bei unseren Vorfahren so gern als einzigartigen Beweis der Heimatverbundenheit ansehen.

Friedliche, glückliche, freie Schweiz?

Die 1947 geborene Schweizer Schriftstellerin Mariella Mehr hat in ihren Romanen am persönlichen Beispiel dokumentiert, womit ein Kind in der Schweiz zu rechnen hatte, wenn die Eltern der Bevölkerungsgruppe der Roma – der »Zigeuner« – angehörten, deren wichtigste Gruppen in der Schweiz die Sinti und Jenischen sind. Das sogenannte Hilfswerk »Kinder der Landstraße«, das der staatlich geförderten Jugend-Stiftung Pro Juventute unterstand, gewöhnte es sich seit 1926 mit nazikompatibler eugenistischer Logik und diskriminierender Systematik an, den Sinti und Jenischen die Kinder wegzunehmen. Es wurde nicht davor zurückgeschreckt, dabei überfallmäßig vorzugehen. Durch Verwischen der Spuren und Unterschlagung aller flehentlichen Briefe und Anfragen wurden Eltern und Kinder daran gehindert, wieder miteinander in Kontakt zu treten. Die Kinder verschwanden unter veränderten Namen in Heimen und Pflegefamilien. »Der Widerstand der Eltern wurde durch deren Einweisung in Arbeitshäuser und psychiatrische Anstalten gebrochen«, erklärt mir Mariella Mehr.

An den Jugendlichen und jungen Erwachsenen wurden laut ihren Recherchen in mehreren hundert Fällen Zwangssterilisationen und Kastrationen durchgeführt. Die psychiatrischen rassenhygienischen Konzepte der Zeit wurden dafür als Rechtfertigung herangezogen, »unter anderen die Schriften des Psychiaters und Anthropologen Robert Ritter, Schreibtischverantwortlicher für den Mord an 500 000 bis 600 000 Roma in Deutschland«. Mariella Mehr hat drei Verwandte, von denen sie weiß, daß ihnen auf diese Weise die Möglichkeit einer Nachkommenschaft geraubt wurde, und sie

selbst ist – damals schon Mutter eines sechsjährigen Sohnes – »mit vierundzwanzig Jahren unter dem Vorwand, an einer Unterleibstuberkulose zu leiden, auf Betreiben der Pro Juventute im Lindenhospital in Bern zwangssterilisiert worden«, wie sie mir erzählt.

Das Hilfswerk wurde erst 1973 nach Aufdeckung der menschenrechtsverletzenden Praktiken geschlossen. Die Schriftstellerin Mariella Mehr war eine der über 600 Opfer, welche die Torturen dieser Umerziehung im Zeichen der zwanghaften Eingliederung hatte über sich ergehen lassen müssen. Ihr letzter Roman, eine faszinierend gestaltete, blutig endende Liebesgeschichte zweier junger Frauen, heißt *Brandzauber*. Durch ihr offenes, engagiertes Auftreten und die Kritik, die sie insbesondere an den psychiatrischen Einrichtungen übte, die den Willen Schweizer Roma-Jugendlicher zu brechen versuchten, selbst wenn dies hieß, deren Persönlichkeit dadurch zu zerstören, machte sich Mariella Mehr Feinde, die sie auch heute noch nicht in Ruhe lassen und sogar tötlich wurden.

Im Frühling 1997 wurde die Autorin in Chur in die offene Tür eines Hauseinganges geschleppt – »Frau Mariella Mehr?« – »Ja?« – »Sie hätte eigentlich Hitler vergasen sollen!« – und dort niedergeschlagen und mit Stiefeln getreten, bis sie das Bewußtsein verlor. Einen Monat darauf schlug ihr bei einem Podiumsgespräch eine Person aus dem Publikum, die sie wegen ihrer Sehbehinderung nicht sofort erkannte, auf den Kopf. Und wenig später wurde sie in der Nähe von Zürich aus einem fahrenden Zug gestoßen: »Ja, aber du bist ja die Mariella Mehr, dich kennen wir doch!« Und da habe ich mich an die Wand gedrückt, denn ich hatte ja schon die

zwei Erlebnisse vorher. Aber bei diesen Zügen gibt's so eine Methode, wie man die Tür aufbringt, und die Typen kannten die und haben mich rausbefördert. Mit einem Fußtritt. »Dich kennen wir doch, du bist doch Mariella. Verdammte Zigeunerhure!« Und dann war ich schon draußen. Ich stand ja bereits beim Ausgang, und da braucht es nur einen Tritt in die Kniekehle. In solchen Momenten sieht man die Dinge wie im Zeitlupentempo.«

Da der Zug in diesem Moment glücklicherweise bereits wieder abbremste, überlebte Mariella Mehr den Sturz. Noch aus ihrer Jugend wußte sie, wie sie sich abzurollen hatte. Von den Leuten, die Zeugen des Vorfalls hätten werden müssen, reagierte niemand, auch nicht im nachhinein, obwohl die Täter ihren Namen laut ausgesprochen hatten. Kein Mensch zog die Notbremse. Der Zug fuhr einfach weiter.

Seither wohnt Mariella Mehr in Italien. In einem Brief vom Januar 1998 schrieb sie mir, schlimm seien nicht so sehr die physischen Verletzungen, die inzwischen annähernd ausgeheilt seien: »Schlimm ist das ständige Grübeln und der Brechreiz, der die Erinnerung besonders an den letzten der drei Übergriffe begleitet. Ich kann noch heute in keinen Zug steigen, ohne von einer Welle von Übelkeit überschwemmt zu werden. Deshalb vermeide ich Zugfahrten, so gut es geht, was wiederum meine Bewegungsfreiheit erheblich einschränkt. Aber das ist es ja gerade, was sie wollen, daß man sich nicht mehr angstlos bewegt.«

»Idylle« Schweiz? Nationale Beglückung muß schon im Ansatz scheitern, wenn verheißenes Glück auf dem Unglück anderer beruht.

# CHRONIK EINER ZUKUNFT

Die Chronistinnen und Chronisten entsinnen sich nicht mehr, wann genau im 22. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Vereinigten Staaten der Erde – um genau zu sein: alle außer einem, der den VSE nicht angehörte – beschlossen, einem bevorstehenden Angriff Außerirdischer dadurch zu entgehen, daß sie die Land- und Wassermassen der Kontinente und Ozeane mitsamt ihrer menschlichen, tierischen, pflanzlichen und mikrobiologischen Lebenswelt in ein fernes, sicheres Sternzeichen vergleichbarer klimatischer Bedingungen versetzten. In einem Materieumwandlungsstrahl, einem Beam: Senden, kurzes Rütteln, und schon passiert. Weshalb das genaue Datum nicht bekannt ist? Ja, bei der Materieumwandlung und Überwindung der Licht-Distanz-Schranke ergab sich ein kleiner Rechenfehler, so daß die ganze Erdoberfläche, die sich mit einem leichten Schütteln auf die große Reise durch das All begab, vorübergehend aus der Raum-Zeit-Rechnung verschwand und sich selbst erst wieder entdeckte, als der Angriff der Außerirdischen auf den zurückgebliebenen Teil der Erde schon längst vorüber war.

Wie einschränkend bereits erwähnt, begab es sich, daß nicht alle Staaten fristgerecht die Entscheidung zu einer vorübergehenden Flucht in das Asyl – fernab in die vor den Gefräßigen Außerirdischen sichere Hälfte des Universums – fällten, ein einziger nicht, um präzise zu sein.

Bei einer Volksabstimmung in dem einen ganz kleinen, wirklich winzig kleinen, nicht zu den VSE gehörenden Staat, die auf den Tag vor dem großen Zapp, dem Entflimmern dieser Welt auf einen anderen Stern, angesetzt worden war, gelang einer ansonsten meinungslosen Organisation, die mit reaktionären Schlachtrufen gute hundert Jahre zuvor schon den Beitritt zu den VSE, eben den Vereinigten Staaten der Erde, verhindert hatte, mittels einer üblen Kampagne noch einmal ein solcher Sieg, so daß dieser winzige, wirklich ganz kleine Staat als einziger zu Hause auf der Erde bleiben mußte, obwohl das Eintreffen der gefräßigsten Vorfront der Gefräßigen Außerirdischen doch für spätestens 24 Stunden nach Schließung der Wahllokale vorhergesagt worden war. Auf einen Schlag, Flupp, befand sich dieser erwähnte Kleinstaat also allein auf der Erde.

Kilometerweit, so weit das Auge reichte und selbstverständlich weit darüber hinaus, klaffte an den Grenzen dieses Landes der Abgrund der zurückgelassenen Erde. Ein seltsames Knistern und Wummern war aus der Tiefe dieser Tiefen zu hören, da nun ja die Erde nackt, ohne ihren Mantel, mehr als nackt, vollkommen enthäutet dalag und den erwarteten Außerirdischen nichts mehr vernünftigerweise Verwertbares darbot außer diesem wie der Kopf einer Stecknadel in schwindelnder Höhe auf der Spitze der einzig verbliebenen festen Landmasse balancierenden Rumpfstaat.

In der Bevölkerung dieses winzigen Staates machte sich Betretenheit breit. Während die siegreiche Partei-gruppierung, die es geschafft hatte, ihren Willen der übrigen Bevölkerung aufzuzwingen, ihre demagogischen Manöver noch steigerte und verkündete, endlich

sei ihr Ziel, allein auf dieser Welt zu sein, erreicht und würden die Einwanderungszahlen nie mehr die Ziffer null Komma null übersteigen, es gebe endlich keine Fremden mehr, blickten andere entgeistert in den unermesslichen Schlund der Materie, der sich an den Grenzen eröffnete. Grenzflüsse waren zischend an den Abhängen in die Hölle des Erdinnern verdampft, die Pressesprecherinnen und -sprecher der wichtigsten Exportfirmen ebenso wie der Importindustrie prognostizierten angesichts der akuten Absatz- beziehungsweise Versorgungskrise ein bodenloses Absacken der Börsenkurse, doch die Regierung hatte die Notierungen sowieso bis auf weiteres ausgesetzt und tagte und nächtigte in permanenter Krisensitzung rund um die Uhr.

Fünf Minuten vor dem Aufleuchten der Raumschiff-Flotte der Außerirdischen im ersten Dämmerlicht des Morgenhimmels an diesem angekündigten letzten Tag der Erde stürmte der Anführer der bis zur Irrlichterei unabhängigkeitsversessenen und abreiseunwilligen demagogischen Volkspartei mit seiner Frau und dem engsten Kreis der Getreuen den Sitzungssaal der Regierung und zwang dieselbe mit vorgehaltener Laserwaffe zur sofortigen Verkündung einer von dem nämlichen Parteigremium vorbereiteten Neutralitätserklärung: Das Land, so stand da, ziehe vor, in dem Konflikt zwischen den kriegführenden Außerirdischen und den Vereinigten Staaten der Erde, zu denen sie selbst nicht gehörten und nie hätten gehören wollen, keine Partei zu ergreifen, und biete allen Kriegführenden unterschiedslos ihre guten Dienste an.

Dann verlangten die Wortführer und Wortführerinnen dieser Ultra-Unabhängigkeitspartei wiederum mit Waf-

fengewalt unverzüglich Einlaß in den Regierungsbunker unter dem Regierungsgebäude der Hauptstadt dieses, wie gesagt, äußerst winzigen Kleinstaates.

Als sich die schweren Türen des Bunkers hinter ihnen schlossen, hörten die Regierungsmitglieder und die bewaffneten Unabhängigen bereits die ersten seltsamen Geräusche, die eindeutig an ein widerliches Schmatzen, Rülpsen, Knochenbrechen und Saugen erinnerten. Zwar erschallte aus allen Lautsprechern in allen Sprachen des Universums die feierliche Neutralitätserklärung des Landes, doch sie schien, den wenigen überlieferten, in die Tiefe des Kosmos verklungenen und von da später zurückgeholt Tonsignalen nach zu urteilen, bei der gefräßigsten Vorfront der Gefräßigen Außerirdischen nur ein gurgelndes Lachen hervorzurufen.

Im Nu war der Kleinstaat kahlgefressen und verspeist. Den mit sehr großer zeitlicher Verspätung aufgefangenen Nachrichten der Vorfront an das Hauptkontingent der Gefräßigen Außerirdischen zufolge wurden die Überlebenden im Regierungsbunker als Delikatesse für die Ehrendelegation der Verbündeten der Gefräßigen Außerirdischen aufbewahrt und, kunstvoll zubereitet, erst beim Eintreffen derselben ein paar Stunden später serviert.

Einigermaßen enttäuscht, daß die Erde nur ein so dürftiges Mahl bot, das genau besehen nicht einmal als appetitanregende Vorspeise durchging, beschlossen die Außerirdischen noch am selben Tag, weiterzureisen und den wenig gastlichen Planeten für immer und alle Zeiten auf ihrer Menüliste zu streichen.

Als die Vereinigten Staaten der Erde nach dem durch ein mißliches Versehen – das wurde bereits angespro-

chen – verursachten Abtauchen im Raum-Zeit-Raster wieder zu sich kamen und erste gesicherte Erkenntnisse von der Weiterreise der Gefräßigen Außerirdischen erlangten, dauerte es nicht lange, bis die Spezialistinnen und Spezialisten der Materieumwandlung im Handumdrehen die Rückreise auf den alten heimischen Planeten vollzogen.

Wie aber staunte die Weltgemeinschaft, als die ersten Medienteams in den winzigen Kleinstaat ausschwärmten, um die Spuren des, wie sie es nannten, helden- und heldinnenhaften, wenn auch leider völlig aussichtslosen Abwehrkampfes des stets so befremdend-eigenwilligen Kleinstaates zu suchen, der in einer historischen, beklagenswerterweise zugleich auch letzten Abstimmung aufgrund des Einflusses einer einzigen Partei auf der Erde zu bleiben beschlossen hatte – wenn auch äußerst knapp, wie es vielleicht an dieser Stelle nachzutragen gilt.

Leergefegt waren nicht nur die früher als sattgrün bekannten Wiesen mit den Herden milch- und käsespendender Kühe, geradezu ausgestorben wirkten auch die Städte und Gebäude dieses Landes. Überlebt hatten in einem blechernen Schrank im hintersten Teil des Bunkers nur der demagogische Wortführer der radikal-unabhängigen Neutralitätspartei und seine Frau, von der bekannt war, daß sie alle seine Nicht-Meinungen vollumfänglich teilte, manche sagen, sogar entscheidend mitentwickelt und auf alle Fälle immer aktiv mitverfochten hatte. Als die ersten Medienvertreterinnen und -vertreter vor laufenden Kameras – denn sie hatten ein unverkennbar menschliches Geräusch vernommen – an den blechernen Schrank klopfen, hörten sie noch einen letzten Schrei, und mit weit aufgerissenen Augen und

offenem Mund fielen ihnen die zwei Körper entgegen. Vor Angst, als letzte Exemplare des Geschlechts der wahrhaft Meinungslos-Unabhängigen und Neutralsten aller Neutralen von den Gefräßigen Außerirdischen, die die beiden fälschlicherweise hinter den Medienleuten vermutet hatten, doch noch aufgespürt worden zu sein und mir nichts dir nichts verputzt zu werden, war alles Leben auf einen Schlag aus ihnen gewichen.

Die beiden Verblichenen wurden von den Vereinigten Staaten der Erde auf Antrag eines Ausschusses der historischen Nachbarländer dieses so jäh aus dem Schlummertraum seiner ewig fortdauernden Exklusiv-Existenz gerissenen Kleinstaates mumifiziert und auf einem hohen, schmalen Sockel, der die geographisch luftige Lage des Kleinstaates allein auf der Erde in der kurzen Zeit des Exils der Welt im Sternzeichen des Asylums symbolisierte, mitten im Parlamentsgebäude der vormaligen Hauptstadt aufgestellt.

Da standen sie mit ihren in Erwartung der gefräßigen Fremden aufgerissenen Augen und den sprachlos offenstehenden Mündern vor den – jeweils am einstigen Nationalfeiertag des so unselig hinübergangenen Landes – in Scharen und stillem Entsetzen vorbeipilgernden Schulklassen und Urlauberinnen und Urlaubern aus den nunmehr wenigstens im Wortsinn vollständig Vereinigten Staaten der Erde, VSE. Denn diese scheuten sich und scheuen sich noch immer, diesen letzten schicksalhaften Rest Landes und blutbesudelten Flecken Erde neu zu besiedeln – wie zur Selbstabschreckung und ständiger leibhafter Vergegenwärtigung, in welcher erbarmungswürdigen Tiefen der Sonderweg himmelschreiender Selbstisolierung führen kann.

## WARTEN AUF DEN KUCKUCK

**P** fingsten verbringe ich an einer Tagung im Engadin, hinter St. Moritz, zuoberst auf dem Maloja- paß, in Salecina: »Die Schweiz und ihre Nachbarn im Zweiten Weltkrieg: Verstrickungen – Geschichte und Verantwortung.« Am Rande des Seminars stehle ich mich eines Morgens allein davon.

An einer farbigen Stele des Künstlers Gottfried Honegger auf dem Hochwasser-Rückhaltebecken in der Nähe steht der Spruch, der so etwas wie das Leitmotiv des Tagungszentrums bildet: »Was war es, was wir wissen wollten, bevor wir uns zerstritten?« Dann stoße ich auf den – in lokalem italienischem Dialekt – angeschriebenen Wegweiser: *Lägh da Bitaberg* – Bitaberg-See. Nach gut zwanzig Minuten bin ich dort.

Was ist das für ein Gefühl, morgens um halb neun auf einem noch etwas kalten Stein vor einem stillen kleinen Bergsee zu sitzen, wenn langsam die Sonne über die dunklen Nadelbäume kriecht und der mit letzten Resten Schnee bedeckte Berg dahinter sich zusammen mit den Tannen und Fichten farbecht – weißgescheckt und grün – in der Wasserfläche spiegelt, die sich fast unmerklich durch den abfließenden Bach bewegt? Die Antwort ist einfach: leichter Hunger, da ich außer ein paar vorher geknabberten Haselnüssen und ein paar Schluck Wasser noch kein Frühstück in meinem Magen habe, und ein Gefühl der Schwäche, weil der Weg bis hierher in wörtlichem Sinn über Stock und Stein geführt hat. Es ist er-

schreckend, wie schnell ich mich an Schönheit gewöhne und nach einem Blitz freudigen Erstaunens ein lebendiges Bild wunderbarer Natur für selbstverständlich halte. Zwei Enten, die eben noch im Wasser herumglitten, flattern hoch an der Sonne vorbei Richtung Tal. Auch die gute Luft: Nach ein paar bewußten Atemzügen vergesse ich sie und werde sie erst im stinkenden Straßenverkehr rund um den Zürcher Bahnhof wieder vermessen. Vögel zwitschern. Beim Aufstieg glaubte ich einen Kuckuck zu hören.

Mehr schlaff als frisch mit durch das Sitzen und den leichten Wind etwas verspanntem Nacken trete ich den Rückweg an. Das Hellgrün der nun sonnenbeschiene- nen Bäume liegt wie Moos über dem Spiegel des Sees. Da höre ich den Kuckuck wieder. Sicher ein dutzendmal hintereinander, rhythmisch, das erste »Kuck« stimmlich höher als das zweite, sehr hell: Kuck-uck.

Soll sie doch der Kuckuck holen, die Schweiz!

## Anmerkungen

Warum die Schweiz nicht am Atlantik liegt

*John le Carré*, Der heimliche Gefährte. München: Heyne Verlag 1996, S. 18.

*Alter indischer Satz*: Gemeint ist das berühmte *tat tvam asi* (das bist du) aus den Upanishaden (Chandogya-Upanishad 6, 8, 7); vgl. Heinrich Zimmer, Philosophie und Religion Indiens. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1973, u. a. S. 144 und 370.

*Archive*: Noch immer sind nicht alle Aktenbestände aus dem Zweiten Weltkrieg für die Forschung freigegeben. Die internen Akten der Bundespolizei – selbst die Monatsberichte der Bundesanwaltschaft, die damals Handlungsgrundlage für die Regierung waren – sollen laut Bundesbeschuß *Über die Einsicht in Akten der Bundesanwaltschaft* vom 9. Oktober 1992 noch für ein halbes Jahrhundert gesperrt bleiben.

*Jeremy Bentham*, Principien der Gesetzgebung. Köln 1833, S. 76, 120, IV.

*Plutarch*, Die Zählung des Zorns, in: Von der Ruhe des Gemütes und andere philosophische Schriften. Übers. v. Bruno Snell. Zürich: Artemis Verlag 1948, S. 28.

*Charles Ferdinand Ramuz*, Tagebuch 1896–1942. Übers. v. Elisabeth Ihle und Ferdinand Hardekopf. Zürich: Steinberg-Verlag 1950, S. 297 f., 320 und 399.

*Carl Spitteler*, Unser Schweizer Standpunkt (Rede vom 14. Dezember 1914 an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Zürich), in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs, Nr. 4/5 (April 1995), S. 120–130, daselbst S. 124.

Aus *Plutarchs »Moralia«*: *Plutarch*, Vom Glück, in: Von der Ruhe des Gemütes und andere philosophische Schriften, op. cit., S. 77.

*Midas*: Robert von Ranke-Graves, Griechische Mythologie. Quellen und Deutungen. Hamburg 1960, Bd. 1, S. 255.

*Ovid*, Metamorphosen. Übers. v. Gerhard Fink. Zürich/München: Artemis & Winkler 1989, S. 264.

*Über die Helvetier und das Gold*: *Pierre Ducrey*, Vorzeit, Kelten und Römer, in: Geschichte der Schweiz – und der Schweizer, Bd. 1. Basel/Frankfurt a. M.: Helbing & Lichtenhahn Verlag 1982, S. 19–104, daselbst S. 50.

## Fiktionen

*Johannes von Müller*, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, Dritter Teil, Erstes Buch. Frankenthal 1790, S. 7–12.

*Guy P. Marchal*, Die frommen Schweden in Schwyz. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 138. Basel 1976, S. 50 f., 73, 81, 90 ff.

*Angebliche Herkunft der Schwyzer von den Schweden*: Nicht ausgeschlossen ist natürlich, daß die Rede des schwedischen Gesandten auf dem Konzil von Basel älteste Erinnerungen an eine inzwischen völlig untergegangene mündliche Überlieferung im Zusammenhang mit der Einwanderung alemannischer Bevölkerungsgruppen während der Spätantike wachgerufen hatte. Dann würde sich in dieser legendären Goten- bzw. Schwedenabstammung eine damals rückblickend falsch etikettierte frühere Sage spiegeln. Ohne die Annahme einer solchen ältesten Schicht von wie auch immer verzerrten, indirekten Wanderungs-Erinnerungen ist die mittelalterliche Bereitschaft, sich unter Zuhilfenahme der Phantasie von ruhmreichen anderen Völkern abzuleiten, wohl nicht zu verstehen.

*Tellgeschichte*: *Jean Rodolphe von Salis*, Ursprung, Gestalt und Wirkung des schweizerischen Mythos von Tell, in: *Lilly Stunzi* (Hg.), Tell. Werden und Wandern eines Mythos. Bern/Stuttgart: Hallwag Verlag 1973, S. 20.

*Winkelried*: *Guy P. Marchal*, Leopold und Winkelried – Die Helden von Sempach, oder: Wie ein Geschichtsbild entstand, in: Arnold von Winkelried. Mythos und Wirklichkeit. Nidwaldner Beiträge zum Winkelriedjahr 1986. Stans: Verlag Historischer Verein Nidwalden 1986, S. 73–111.

*Roger Sablonier*, Der Bundesbrief von 1291: eine Fälschung? Perspektiven einer ungewohnten Diskussion, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, Bd. 85, 1993, S. 13–25.

*Geschichte des Schweizerischen Nationalfeiertags*: *Catherine Sant-schi*, Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte. Zürich: Chronos Verlag 1991, S. 54, 56.

*Neutralität*: immer noch eine der besten Studien stammt von *Paul Schweizer*, Geschichte der Schweizerischen Neutralität. Frauenfeld 1895.

*Etienne Dumont*, Vorrede zu *Jeremy Bentham*, Principien der Gesetzgebung. Köln 1833, S. VII–XXXII, daselbst S. XIX.

*Mario Erdheim*, Adoleszenz, Esoterik und Faschismus, in: *Emilio Modena* (Hg.), Das Faschismus-Syndrom. Zur Psychoanalyse

der Neuen Rechten in Europa. Gießen: Psychosozial-Verlag 1998, S. 311–329, daselbst S. 314.  
*Anne Germaine de Staël*, Über Deutschland. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1985, S. 133.  
*Ramuz und die »Geistige Landesverteidigung«: Félice Reymond*, Ramuz, Esprit et la défense spirituelle de la Suisse, in: 19–39. La Suisse romande entre les deux guerres. Lausanne: Editions Payot 1986, S. 165–175  
*Ramuz-Kritik in der NZZ*: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 2043, 13. November 1937.  
*Charles Ferdinand Ramuz*, Lettre à la revue Esprit [6e année, No. 61, 1er octobre 1937], Œuvres complètes, Bd. 15. Lausanne: Editions Rencontre 1952, S. 47–55. (Übers. v. Autor).

#### Pogrome

*Judenverfolgungen in der Eidgenossenschaft*: Ausführlicher siehe *Peter Kamber*, Im Zeichen des Schwarzen Todes. Radioessay, Süddeutscher Rundfunk, 18.8.1997 (sowie Magazin der Basler Zeitung: Pogrome und Schwarzer Tod. Wie die Schweiz im 14. Jahrhundert ein Verfolgungsschema exportierte, 30.8.1997). Diese Geschichte soll in ein paar Jahren Gegenstand eines Romans werden, für den ich seit langem Material sammle.  
*Francesco Petrarca*, Freundesbriefe (Le Familiari), I,1 in: Dichtung und Prosa, hg. v. Horst Heintze. Berlin 1968, S. 219.  
*Lepra, Pest, Judenverfolgung*: Carlo Ginzburg, Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach 1990, S. 68 ff.  
*Waadtland*: *Achille Nordmann*, Les juifs dans le Pays de Vaud, 1278–1875, in: Revue des Etudes juives, Bd. 81, 1925, S. 146–168.  
*Urteilsschrift des Prozesses von Chillon*: *Johann Schiltner* (Hg.), Chronik von Jakob (Twinger) von Königshoven. Straßburg 1698, S. 1030–1048.  
*Justus Friedrich Curt Hecker*, Der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert nach den Quellen. Berlin 1832, S. 96.  
*Judenverfolgung in Zofingen*: *Klaus Paar*, »Gereinigt ist die Stadt, geläutert durch die Flamme?« Studien zur Geschichte der Juden in Zofingen. Zofingen: Verlag Zofinger Tagblatt AG 1993, S. 42.  
*Chronik von Heinrich von Diessenhofen*: Hg. Alfons Huber, Aalen 1969, zit. nach *Klaus Paar*, »Gereinigt die Stadt ...«, op. cit., S. 41  
*Quellen*: Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Bd. 5/1 (Politische Ur-

kunden von 1332 bis 1380). Straßburg 1896; sowie Straßburg und die Judenverfolgung 1348/49, zusammengestellt und bearbeitet von *Christoph Güntert* (Leitung: Prof. Dr. Ludwig Schmugge, Universität Zürich), hg. von *Aytun Altindal*. Zürich 1991.  
*Frantisek Graus*, Pest – Geißler – Judenpogrome. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987.  
*Matthias von Neuenburg*, Chronik. Leipzig 1892, S. 173 f. (zit. nach: Straßburg und die Judenverfolgung 1348/49, op. cit., S. 77 f.).  
*Reinhard Schneider*, Der Tag von Benfeld im Januar 1349: Sie kamen zusammen und kamen überein, die Juden zu vernichten, in: Spannungen und Widersprüche. Gedenkschrift für Frantisek Graus. Sigmaringen 1992, S. 265.  
*Pogrom in Köln: Germania Judaica*, hg. von *Zvi Avneri*, Bd. II/2. Tübingen 1968, S. 433.  
*Wandmalereien*: Freundliche Auskunft von Dölf Wild, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich.  
*Aram Mattioli*, »Wir sind zum Fingerzeig der europäischen Gesellschaft geworden«. Der dornenreiche Weg zur jüdischen Emanzipation (1798–1874), in: Swiss, made. Die Schweiz im Austausch mit der Welt (Ausstellungskatalog Genf, Zürich, Frankfurt a. M., Ligornetto), hg. v. *Beat Schläpfer*. Zürich: Scheidegger & Spiess 1998, S. 173–186, daselbst S. 180.  
*Arthur C. Danto*, Analytische Philosophie der Geschichte. Übers. v. Jürgen Behrens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1974, S. 410.

#### Verbrechen an der Grenze

*Jacques Picard*, Die Schweiz und die Juden 1933–1945. Zürich: Chronos Verlag 1994, S. 157, 406.  
*Jürg Stadelmann*, Umgang mit Fremden in bedrängter Zeit. Schweizerische Flüchtlingspolitik 1940–1945 und ihre Beurteilung bis heute. Zürich: Orell Füssli Verlag 1998, S. 42 f., 82, 86.  
*Statistik der Weggewiesenen*: Freundliche Mitteilung von *Guido Koller* (Schweiz. Bundesarchiv, Bern) sowie *ders.*, Entscheidung über Leben und Tod. Die behördliche Praxis in der schweizerischen Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs, in: Die Schweiz und die Flüchtlinge. Studien und Quellen, Zs. des Schweiz. Bundesarchivs, Bd. 22, Bern 1996, S. 97 f.  
*Fernsehbericht Irene Loebell*: Fernsehen DRS, 27. Juli 1994  
*Joseph Spring*: Stefan Keller und die Gespenster. Bundesrat erneuert antisemitische Tradition, WochenZeitung (WoZ), Nr. 26, 25. Juni

1998; vgl. auch WoZ Nr. 11 (12. März 1998) und Nr. 15. (9. April 1998)

*Ehepaar Feingold: Stefan Mächler*, Ein Abgrund zwischen zwei Welten. Zwei Rückweisungen jüdischer Flüchtlinge im Jahre 1942, in: Studien und Quellen, Bd. 22, Bern 1996, S. 140 ff., 173 ff.

»Vorläufige Richtlinien für die Behandlung von Polen, die, unmittelbar aus deutscher Kriegsgefangenschaft entwichen, über die Schweizergrenze kommen«: Schweiz. Bundesarchiv, E 4800.1 (-); 1967/III; Bd. 73 (Bern, 5. August 1941, Heinrich Rothmund).

*Rothmund*: Siehe ganz allgemein *Heinz Roschewski*, Rothmund und die Juden, Eine historische Fallstudie des Antisemitismus in der schweizerischen Flüchtlingspolitik 1933–1957, Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz, Bd. 6. Basel/Frankfurt a. M.: Helbing & Lichtenhahn 1997, S. 68.

*Kritik der Ferienkinderaktion in der »Nation«: Peter Hirsch*, Er nannte sich Surava, Stäfa 1991, S. 101 f. (zit. nach *Gaston Haas*, »Wenn man gewußt hätte, was sich drüben im Reich abspielte ...« 1941–1943. Was man in der Schweiz von der Judenvernichtung wußte. Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz, Bd. 4. Basel/Frankfurt a. M.: Helbing & Lichtenhahn 1994, S. 236 f.)

*Charlotte Weber*, Gegen den Strom der Finsternis. Als Betreuerin in Schweizer Flüchtlingsheimen 1942–1945. Zürich: Chronos Verlag 1994, S. 118, 246; vgl. zu ihrem Buch und zum folgenden *Peter Kamber*, Von der Peinlichkeit des Erinnerns. Der 8. Mai 1945 und die Schweiz, in: WochenZeitung (WoZ), Nr. 15, 14. April 1995.

»Schweizerspende«: 5.5.1945; Schweiz. Bundesarchiv, 2001 (D), 3; Bd. 484 (Notiz des Delegierten des Bundesrates für internationale Hilfswerke, Edouard de Haller).

*Bericht Gert Dresdner*: Privatbesitz von Charlotte Weber.

*Jüdische Tuberkulosekranke*: Dr. Carl Brunner an den neuen Chef der Fremdenpolizei, Dr. Robert Jezler (21.2.1946), Schweiz. Bundesarchiv, 4260 (C), 1974/34; 109.

*Hans Ulrich Jost*, Interpretationsmuster zum Nationalsozialismus in der Geschichtsschreibung der Schweiz, in: *Sigrid Weigel und Birgit Erdle* (Hrsg.), Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus, Zürcher Hochschulforum, Bd. 23. Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH 1996, S. 336.

*Sigmund Freud*, Über Deckerinnerungen (1899a), Gesammelte Werke, Bd. 1. London: Imago Publishing 1952, S. 532 ff., 551 f.

*Sigmund Freud*, Märchenstoffe in Träumen (1913d), op. cit., Bd. 10, London: Imago Publishing 1946, S. 2.

*Sascha Zala*, Das amtliche Malaise mit der Historie, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd 47 (1997), Nr. 4, S. 759–780.

## Berge und Bunker

*Friedrich Dürrenmatt*, Der Winterkrieg in Tibet, in: Stoffe I. Zürich: Diogenes Verlag 1981, S. 70.

*Goebbels-Zitat*: Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Zwischenbericht Gold, Bern, Mai 1998, S. 21.

*Schweizer Nazi-Gruppe*: Bei Recherchen für einen in Arbeit befindlichen historischen Roman über den Parallelkrieg, den sich die Geheimdienste 1940 bis 1945 in der Schweiz lieferten, bin ich auf den Fall gestoßen.

*Raubgold, Nationalbank, Verhältnis der Schweiz zu den Alliierten etc.: Peter Kamber*, Schüsse auf die Befreier. Die »Luftguerilla« der Schweiz gegen die Alliierten 1943–45. Zürich: Rotpunktverlag 1993; ders., Aasgeier im Herzen Europas [Titel von der Redaktion gesetzt], Weltwoche, Nr. 10, 9. März 1995; ders., Dunkle Schatten auf der Münze, Weltwoche, Nr. 25, 19. Juni 1997.

*Bericht der Nationalbank über den Goldverkehr*: Schweiz. Bundesarchiv, E 4001 (C)/1; 276 (16. Mai 1946), S. 22.

*Alfred Hirs, Robert Kohli, Protokoll*: Schweiz. Bundesarchiv, E 2001 (E); 1/131 (27. Januar 1944).

*Bundesrat Petitpierre*: Amtl. Stenogr. Bulletin der Bundesversammlung, Nationalrat, Bd. 56 (1946), S. 157.

## Krach mit den Alliierten

*Herbert Lüthy*, Bis zur Neige. Epilog des Zweiten Weltkriegs 1944/45. Die »Kleine Wochenschau« des St. Galler Tagblatt. St. Gallen 1945, S. 260 f.

*BBC, Cordell Hull, Soldatensender, Lieferungen an Deutschland, Roosevelt etc.: Peter Kamber*, Schüsse auf die Befreier, op. cit.

»Unverrückbare Staatsdoktrin«: Schweiz. Bundesarchiv, E 2801, 1968/84, Bd. 29 (Pressestimmen: u. a. NZZ, 5.1.1945; Ansprache Stukkis, 12.2.1945).

*Strategischer Plan und Jungfraureise mit den Alliierten*: Schweiz. Bundesarchiv, E 2801, 1967/77, Bd. 5 (16.2.1945); vgl. auch Bd. 4; sowie E 27/12960 (17.2. und 10.3.1945) und Dipl. Dokumente der Schweiz, Bd. 15, Bern 1992, S. 946 (Nr. 377, 390).

*Hochspannungsleitungen*: E 27/12959 (19.1.1945: Brief von Max

Kaufmann, stellvertretender Leiter des Kriegs-Industrie- und -Arbeits-Amts, an den Chef des Generalstabs, Oberstkorpskommandant Huber).

*Protokolle der Currie-Verhandlungen*: Schweiz. Bundesarchiv, E 7110; 1973/134; Bde. 1-3.

*Geheimcodes*: August R. Lindt, Die Schweiz, das Stachelschweiz. Erinnerungen. Bern 1992, S. 175.

*Artikel über Vreneli*: Peter Kamber, Opfergold in unseren Vreneli, Sonntagszeitung, 7. Juni 1998; vgl. auch Gian Trepp, Wochenzeitung (WoZ), Nr. 11, 14. März 1997.

»unanständiger Zwang«: Neue Zürcher Zeitung, 18. August 1998.

Plato, Protagoras, 322a - 322c. Übers. v. Friedrich Schleiermacher, Sämtliche Werke, Bd. 1. Hamburg: Rowohlt Verlag 1985, S. 63.

### Neutralität, Giftkrieg und die Bombe

Ulrich von Hassell, Die Hassell-Tagebücher 1938-1944. Aufzeichnungen vom Andern Deutschland, hg. v. Friedrich Freiherr von Gaertingen. Berlin: Siedler Verlag 1989, S. 145.

Hilfer zu Schulthess: Diplomatische Dokumente der Schweiz, Bd. 12, Bern, 1994, Nr. 37 (23. Februar 1937).

Bundesrat Petitpierre und die UNO: Amtl. Stenogr. Bull. op. cit. S. 157.

Peter Hug, Biologische und chemische Waffen in der Schweiz zwischen Außen-, Wissenschafts- und Militärpolitik, in: Rüstung und Kriegswirtschaft, Studien und Quellen, Bd. 23 (1997), S. 15-120; ders., La genèse de la technologie nucléaire en Suisse, in: Relations internationales, 1991, Nr. 68, S. 325-344.

Jürg Stüssi-Lauterburg, Historischer Abriss zur Frage einer Schweizer Nuklearbewaffnung, Bericht. Bern 1995.

Dominique B. Metzler, Die Option einer Nuklearbewaffnung für die Schweizer Armee, 1945-1969, in: Studien und Quellen, Bd. 23 (1997), S. 121-169.

### Dichter und Politische Polizei

Max Frisch und das Matterhorn: Max Frisch, Schweizer Eigenart, in: Züricher Illustrierte, Nr. 43, 27. Oktober 1933, S. 1383.

Hinrichtungsoffer und Bertholt Brechts Denken: Max Frisch, Tagebuch 1946-1949. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1991, S. 267, 333.

Brecht, *Bundesanwaltschaftsakten*: Schweiz. Bundesarchiv, E 4320 (B) 1978/121, Bd. 25.

### Landschaften, Täuschungen und Fossile

Max Frisch über Brecht und die Alpen: Max Frisch, Tagebuch 1946-1949, op. cit., S. 337.

Günther Weisenborn, Erinnerungen an Brecht, Leipzig 1966, S. 148 (zit. nach: Rolf Kieser, Erzwungene Symbiose. Thomas Mann, Robert Musil, Georg Kaiser und Bertolt Brecht im Schweizer Asyl. Bern/Stuttgart 1984, S. 241).

Johann Gottfried Ebel, Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen, Erster Teil. Zürich 1804, S. XI, 60, 63.

Peter Urban (Hg.), Flaubert - Turgenew. Briefwechsel 1863-1880. Übers. v. Eva Moldenhauer. Berlin: Friedenauer Presse 1989, S. 89 f.

Johann Gottfried Ebel, Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipzig 1798 (Faksimile-Nachdruck, St. Gallen: Verlagsgemeinschaft St. Gallen 1983), S. 149 und S. 425.

Hans Conrad Escher von der Linth: Zentralbibliothek Zürich, Handschriften, Ms 162. 126.8, Brief Nr. 4 (September 1816).

Touristische Entdeckung: Matthias Weishaupt, Bauern, Hirten und »frume edle puren«. Bauern- und Bauernstaatsideologie in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft und der nationalen Geschichtsschreibung der Schweiz. Basel 1992, S. 17.

Victor Hugo, Alpes, in: Alpes et Pyrénées, Œuvres complètes. Paris 1888-1893 (zit. nach Claude Reichler/Roland Ruffieux, Le voyage en Suisse. Anthologie des voyageurs français et européens de la Renaissance au XX<sup>e</sup> siècle. Paris: Robert Laffont 1998, S. 811, 813) (Übers. v. Autor).

Jeremias Gotthelf, Jakob des Wandergesellen Wanderungen durch die Schweiz, Sämtliche Werke. München: Eugen Rentsch im Delphin Verlag, 1917, Bd. 19, S. 329.

### Vergletscherung

Jeremy Bentham, Principien der Gesetzgebung, Köln 1833, S. 105.

Jean-Jacques Rousseau, Œuvres complètes. Paris: Éditions du Seuil 1971, Bd. 2, S. 584.

Plato, Der Staat (Politeia), 354a, 351d-352c. Übers. v. Friedrich Schleiermacher, Sämtliche Werke, Bd 3. Hamburg: Rowohlt Verlag

1981, S. 93 ff.; sowie die zweisprachige Ausgabe Platon, *La République*, Livres I-III, *Œuvres complètes*, Bd. VI. Paris 1981, S. 43 ff.  
*Friedrich Nietzsche*, *Die fröhliche Wissenschaft*, Nr. 210, Werke II. München: Hanser Verlag 1969, S. 150, sowie *ders.*, *Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre*, Werke III. München: Hanser Verlag, S. 884.  
*Claude Lévi-Strauss*, *Strukturelle Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1967, S. 198.  
*Jeremias Gotthelf*, *Die Käseerei in der Vohfelden. Eine Geschichte aus der Schweiz*. Zürich: Eugen Rentsch Verlag 1984, S. 25.  
*Karl Marx*, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Bd. I. Berlin: Dietz Verlag 1972, S. 16.  
*David Gugerli*, *Redeströme. Zur Elektrifizierung der Schweiz 1880-1914*. Zürich: Chronos Verlag 1996, S. 105.

#### Abwehrkämpfe

*Zur Geschichte des Alphorns: Brigitte Geiser*, *Das Alphorn in der Schweiz*, Schweizer Heimatbücher, Nr. 177/178 (Bern 1976).  
*Jean-Jacques Rousseau*, *Emile oder Über die Erziehung*. Übers. v. Eleonore Sckommodau, 4. Buch, S. 506, 5. Buch, S. 941 f. Stuttgart Reclam Verlag 1965.  
*Heimwehliteratur, u. a. Johannes Hofer und Rousseau: Fritz Ernst*, *Vom Heimweh*. Zürich 1949.

#### Chronik einer Zukunft

<http://Int.gal.w.chroniken.staaten.untergegangene.erde.mmcc.schweiz.p.k.com>

*Peter Kamber* wurde 1953 in Zürich geboren, studierte Geschichte und promovierte 1991. Von 1991 bis 1994 lebte er als freier Autor in Paris, kehrte dann aber in die Schweiz zurück. Derzeit wohnt und arbeitet er in der Region Bern. Zuerst trat er mit Biographien hervor. Seine Reportagen zur Zeitgeschichte erschienen in der *WochenZeitung (WoZ)*, der *Weltwoche* und den Magazinen des *Tages-Anzeigers* und der *Basler Zeitung*. Für den Süddeutschen Rundfunk verfaßte er in den letzten Jahren zahlreiche Essays. 1997 beendete er in Berlin das Manuskript eines Science-fiction-Romans. Zur Zeit arbeitet er an einem historischen Roman über den Geheimdienstkrieg in der Schweiz 1940-1945.

---

Peter Zeindler  
Aus Privatbesitz  
Roman

304 Seiten. Gebunden

*Die Schweiz und die Raubkunst:*

*ein brisantes Thema,*

*eingebettet in einen spannend erzählten,*

*vielschichtigen Kriminalroman.*

Das unbekannte Gemälde eines berühmten Malers wird zur Auktion freigegeben. Anonym. Aus Privatbesitz. Zur selben Zeit wird ein junger Mann tot aus dem Zürichsee geborgen. Zufall oder Komplott? Diese und andere Fragen stellen sich für Lucy Brendan, seit kurzem Assistentin von Professor Lukas Holstein, Sohn eines Schweizer Kunsthändlers und einer deutschen Jüdin, immer brennender. Ob sie will oder nicht.

---

---

Friedrich Glauser im Arche Verlag

Die Kriminalromane

Einführungen von Frank Göhre

Erweiterte Neuausgaben

Wachtmeister Studer

192 Seiten. Broschur

Die Fieberkurve

224 Seiten. Broschur

Matto regiert

256 Seiten. Broschur

Der Chinese

192 Seiten. Broschur

Krock & Co.

128 Seiten. Broschur

Mit der vierbändigen Glauser-Werkausgabe, hg. von Hugo Leber, legte der Arche Verlag, Zürich, Ende der 60er Jahre den Grundstein für die Wiederentdeckung dieses Schweizer Autors. Durch die Arche-Taschenbuchausgaben der 80er Jahre mit Einführungen von Frank Göhre wurde aus dem »Geheimtip Glauser« der »Vater der deutschsprachigen Kriminalliteratur«. Jetzt liegen die Wachtmeister Studer-Romane in erweiterten Neuausgaben vor.

---